Nr. 25. Tilsit, den 23. Juni. **1893.**

Jeschurun.

Zeitschrift für die religiösen und sozialen Interessen des Judentums.

Erscheint an jedem Freitag. **Preis vierteljährlich 2 Mark.**

Zu beziehen durch die Post, die Expedition und alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Anzeigen die viergespaltene Petitzeile **20 Pfg.** Beilagengebühr nach Übereinkunft.



Herausgeber: A. Levin in Tilsit.

Inhalt:

Wochenübersicht.

* Ein politisches Witzblatt teilte nach den letzten Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause eine Unterredung im Eisenbahnkoupé seinen lachlustigen Lesern mit: In einem nach Berlin fahrenden Zuge begegnet der Landrat X. seinem Kollegen Y. Ersterer vermeint Zweck und Ziel der Reise des letzteren zu erraten: „Wohin geht die Reise, Kollege? Doch was frag' ich erst! natürlich behufs Wahrnehmung des Abgeordneten-Mandates nach Berlin." — „Nicht erraten," entgegnete Y., „ich bin gar nicht Abgeordneter." -- „Was, Landrat und nicht Abgeordneter — Freund, wie haben Sie's angefangen?" — Ähnlich würde es jedem Gelehrten von Ruf ergehen, wenn er in Freundeskreise wagen wollte die Behauptung aufzustellen, er habe noch nichts über den Antisemitismus geschrieben; er würde angestaunt, mit Fragen überhäuft, besonders aber um Aufklärung gebeten werden, wie er's angefangen habe. Cesare Lombroso, der berühmte Turiner Anthropologe, konnte dieses Vorzuges sich bis vor wenigen Tagen noch rühmen. Obwohl er, als Jude, doch der „Nächste dazu" wäre, hat er es vermieden, sich über die leidige Frage zu äußern. Nun hat auch ihn das Geschick ereilt; die „Neue freie Presse" bringt einen Aufsatz aus seiner Feder über den Antisemitismus. Natürlich begnügt der Gelehrte sich nicht mit billigen Redewendungen, sondern behandelt die Frage zunächst vom wissenschaftlichen Gesichtspunkte. Nachdem er ihr vom ethnischen und pathologischen Standpunkte näher getreten, fährt er fort:

„Die politischen Pseudo-Anthropologen, die sich Antisemiten nennen, sagen, sie schlügen bloß deshalb so viel Lärm, weil sie verhindern wollen, daß man die germanische Race verunziere und schände. Das sind, sehr gelinde gesagt, Chauvinismen, die weit schlimmer sind als diejenigen der Franzosen, jedweder historischen und experimentalen Basis entbehren und viel Ähnlichkeit haben mit jenem Wahn der „Adeligen", die ihr Geschlecht zu verderben glauben, wenn sie sich mit ‚Bürgerlichen' verehelichen, während gerade umgekehrt die Ehen zwischen Adeligen den Heiraten zwischen Blutsverwandten nahezu gleichkommen und Entartungen nach allen Richtungen zur Folge haben. Wie ich schon öfters nachgewiesen, giebt es in Europa keinen auf einer höheren Stufe der Kultur stehenden Völkerstamm, der nicht gemischt wäre, und ich darf wohl mit voller Sicherheit behaupten, daß in den wenigen Fällen, in welchen ich aus dem Studium der Hirnschädel die vollständige Einförmigkeit der Race konstatiert habe, der Grad der Intelligenz ein bedeutend geringerer ist als bei den gemischten und gekreuzten Stämmen."

Er redet nun der Mischehe das Wort, die man nicht allein nicht hindern, sondern sogar fördern solle, da man der Kreuzung der Racen jederzeit große Männer zu verdanken gehabt habe, und berührt sodann einen andern Punkt.

„Dort, wo es keine Judenverfolgungen giebt, der Jude also vollkommen gleichberechtigt ist mit seinen Mitbürgern, wie in England und Holland beispielsweise, dort, wo er alle seine Fähigkeiten in jeder Weise voll zur Geltung bringen kann, da wirft er sich mit dem Eifer, welchen der Mensch den ehedem verbotenen Dingen entgegenbringt, in die Arme der Politik, der Erziehung des Heerwesens u. s. w. und verläßt zum großen Teile das Gebiet des Handels und besonders dasjenige der Finanzspekulationen, ein Gebiet, das ihm den Haß, den Neid und die Mißgunst seiner Mitmenschen zugezogen, und er verdient -- was ganz besonders in betracht zu ziehen ist — viel weniger Geld, als in den anderen Ländern. . . . Deshalb würde auch der Antisemitismus, wenn er von Erfolg gekrönt wäre, ein vollkommen entgegengesetztes Ziel erreichen, als dasjenige, auf welches er lossteuert, nämlich auf die Machteinschränkung der Juden in finanzieller Hinsicht. Es sei denn, man vernichte die ganze Race durch Feuer und Schwert! Aber die Juden verfolgen, ihnen die Wege der Politik, der Wissenschaft, der Kunst versperren, das ist zumindest thöricht, weil man ja dadurch nur dazu beiträgt, ihre kommerziellen Fähigkeiten immer mehr auszubilden und zu verschärfen. Ich glaube, daß mit dem Aufhören des Antisemitismus auch der Typus des wahren Hebräers nach einigen Jahrhunderten gänzlich verschwinden oder sich doch nur auf vereinzelte unzivilisierte Länderstriche beschränken würde."

Die Frage, ob der Antisemitismus je zu bestehen aufhören werde, beantwortet Lombroso in anderer Weise als Gustav Freytag:

„Es ist traurig, es sagen zu müssen: aller Wahrscheinlichkeit nach, nein! Denn der Antisemitismus ist eine atavistische Erscheinung

die den grausamsten und erbärmlichsten Leidenschaften, deren der Mensch fähig ist, ihr Entstehen verdankt. Und die Fortschritte der Kultur werden leider keinen großen Einfluß zu ungunsten dieser traurigen Bewegung auszuüben vermögen, weil eben nicht das Erkenntnisvermögen, sondern ausschließlich die blinde Leidenschaft die Triebfeder des Antisemitismus ist."

Und nun folgt ein Satz, der gerade unter dem Eindruck der eben vollzogenen Wahlen zum deutschen Reichstage und der ungeheuren Niederlage, welche die für uns eintretenden Parteien erfahren haben, eine besondere Bedeutung gewinnt:

„Auch die neuen, auf der Grundlage des allgemeinen Wahlrechtes errichteten Staatsformen, welche die Übermacht der unteren Schichten über die intellektuell höher stehenden Klassen zur Folge haben, begünstigen den Antisemitismus, und wie man in folge althergebrachter Vorurteile dem Geburtsadel ungerechterweise den Vorzug gegenüber den Bürgerlichen giebt, so wird man bei politischen Wahlen aus doppelten Gründen stets alle anderen Kandidaten den Juden vorziehen, selbst wenn diese höher anzurechnende Eigenschaften und Befähigungen aufzuweisen haben. Und so wird es kommen, daß alle jene, welche sich der Waffe des Antisemitismus zu bedienen verstehen, mögen es auch geistig beschränkte, unzurechnungsfähige und verkommene, charakterlose Menschen vom Schlage eines Ahlwardt sein, ja selbst noch brutalere als dieser, von der Menge stets mit offenen Armen freudig aufgenommen werden."

Nach dieser traurigen Prognose verschreibt der Gelehrte eine Medizin, für uns und andere.

„Man begründe, sagt er, ein sozialistisches Neu-Christentum, zu welchem sowohl die Juden, die heute noch zum Teile an die alten Religionsgebräuche gebunden sind, als auch die Christen befreit von ihrem Hasse gegen die ersteren und von Vorurteilen und Aberglauben, zwangslos und ohne Scheu übertreten könnten." Er nimmt uns aber sogleich die Medizin wieder vor der Nase weg, indem er schließt: „Aber das ist wohl eine Utopie, zu deren Verwirklichung noch nicht einmal die allerersten Anzeichen sichtbar sind."

Sehr ermunternd ist es nachgerade nicht, was der gelehrte italienische Sozialist uns prophezeihet; wenig ermunternd für uns und unsere Gegner. Da gehen die deutschen Sozialisten schlauer zu Werke; sie suchen den Antisemitismus zu diskreditieren, indem sie ihn loben. Das Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie, der „Vorwärts", kommentiert nämlich die Wahlen — auf die wir nach den Stichwahlen zurückkommen werden — wie folgt:

„Außer der Sozialdemokratie hat nur der Antisemitismus zugenommen — außer dem ächten Sozialismus der gefälschte, außer dem Sozialismus der Vernünftigen der „Sozialismus der Dummen." Immerhin ein Triumph der sozialistischen Idee, die rechts und links alles sich unterthan macht. Die Fortschritte des Antisemitismus sind uns darum nichts weniger als unerwünscht. Im Gegenteil, wir wissen, sie können nur uns zu gute kommen. Der Antisemitismus hat sich auf Kosten der konservativ-reaktionären Parteien ausgebreitet — er bedeutet den Bankrott des hohlköpfigen und straußmagigen Konservatismus, der mit seinem wurmstichigen, verstaubten Feudalplunder, mit seinem heuchlerischen Gerede von Königstreue, Gottesfurcht und praktischem Christentum keinen Hund mehr hinter dem Ofen hervorlockt. Der Bauer ist ein verhärteter Materialist, der Greifbares haben will. Und der fette Judenknochen, den „der Sozialismus der Dummen" ihm vor der Nase herumtanzen läßt, ist etwas sehr Greifbares und Begreifbares — für Dumme. „Die Juden raus" aus Deutschland, und alle Bauern sind reich — nichts kann verständlicher sein. Freilich, lange hält die Weisheit nicht vor — die Enttäuschung kommt rasch. Und der Antisemitismus wirtschaftet deshalb überall, wohin er kommt, sehr schnell ab. Am Rhein, an der Lahn und am Main, kurz in seinen ersten Domänen ist er gegen 1890 zurückgegangen. Die Bauern haben dort den Judenbraten gerochen und den Schwindel gemerkt. Und in den neuen Domänen, die der Antisemitismus seinem konservativen Nährvater undankbar abgejagt hat, wird er bald dem Sozialismus der Vernünftigen den Platz räumen müssen." —

Wir merken die gute Absicht des „Vorwärts" und sind verstimmt, verstimmt besonders deswegen, weil man zu solchen Mitteln greifen muß, um den Judenhaß zu ächten. Doch für heut sei es genug; ich möchte nicht dem Leser die Laune und mir das Konzept für die nächste Wochenübersicht verderben.

Leitende Artikel.

Der Zionismus.

Von **L. Weinberg.**

Bodenfelde, den 13. Juni.

Der Aufsatz des Dr. Birnbaum liest sich ganz gut, er ist im herzlichen Tone geschrieben und zur Lektüre recht geeignet. Richtig und stichhaltig aber ist er nicht, vielmehr ist er nichts weiter, als eine geistreiche Vereinigung von Widersprüchen. Wenn Jemand Propaganda machen will, so muß er sich auf Kritik gefaßt machen, und die soll ihm denn auch nicht erspart bleiben.

Der Grundgedanke des Exposé's ist: Die Juden bilden vor allem ein Volk, eine Nation, sie müssen nun auch notgedrungen darnach streben, das ihnen innewohnende Volkstum zur Wahrheit zu machen, d. h. ein Vaterland für das Gesamtvolk der Juden zu erwerben. Dasselbe sagen ungefähr die Antisemiten, nur machen diese den Juden nicht zum Vorwurf, daß sie einen dunklen Drang zur Wiederkehr nach Palästina besitzen, sondern, darüber räsonnieren sie, daß die Juden solange zögern, diesen Drang zur Wahrheit zu machen. Da sich Dr. Birnbaum, ohne Antisemit zu sein, in diesem Punkte doch auf den Standpunkt der Antisemiten stellt, so hätte man billigerweise Ratschläge erwarten sollen, wie wir die Erfüllung dieser Erfordernisse herbeiführen konnten. Diese Ratschläge stehen offenbar nicht auf dem Programm des „Zionismus." Wenn man daher fragt: „Was ist der Zionismus?" so lautet die Antwort: „Nichts!" Sind nämlich die Juden ein Volkstum, so bedarf es durchaus nicht der zionistischen Propaganda, die umso überflüssiger ist, als sie höchstens Ungelegenheiten herbeiführt. Ich vermisse in dem Aufsatze des Dr. Birnbaum jedes praktische greifbare Resultat, es steht darin nichts, was wir dann in Gemäßheit des Zionismus zu erstreben, zu thun hätten.

Dr. B. schreibt, der Zionismus sei weder orthodox, noch reformistisch. Das glaube ich gern, er ist eben nichts, und da sowohl Orthodoxie als auch Reform sich für etwas halten, so werden sich beide bedanken, mit dem Zionismus in Parallele gestellt zu werden.

Wir können und müssen, sagt Dr. B., auf die Vergangenheit unseres Volkes stolz sein. Sehr schön und sehr richtig — aber das ist doch nichts Neues, das habe ich schon als Kind gewußt. Wenn aber ein Volk einen großen, glänzenden Namen im Altertum gehabt, infolge widrigen Geschickes dann besiegt, überwunden worden ist, sich zu allererst todesmutig verteidigt, nach vergeblicher Anstrengung aber sich in anderen Ländern niedergelassen hat; wenn dies schon fast 2000 Jahre her ist: so frage ich, was soll ein solches Volk nun noch thun? Ich meine, es hat seiner Ehre Genüge gethan! Ein Feldherr, der, nachdem Munition und Nahrung

in der Festung geschwunden, diese übergiebt, ist ebenso ehrenwert, wie der Feldherr, der die Festung erobert. Einer hat halt mehr Glück als der andere.

Ferner: Jede Religion, die den Anspruch macht, eine sittliche zu sein, muß ihren Bekennern vorschreiben, sich als echte und rechte Unterthanen desjenigen Staates zu fühlen, dessen Schutz sie genießen. Ja, wenn die Staaten sich erst noch bildeten! Dann könnten wir sagen, wir wollen auch unseren Einfluß geltend machen, obgleich es nicht recht einzusehen ist, wie solche, die aus ihrem eigenen Vaterlande haben flüchten müssen, nun anderswo den Ton angeben wollen. Als Volk dürfen wir das nun und nimmermehr, der Einzelne mag es als Staatsbürger in den Ländern, wo er in Wahrheit als Staatsbürger angesehen wird, immerhin thun.

Wenn wir nun nach der Ansicht des Dr. B. ein Volk sind, so ist doch damit der Beweis erbracht, daß ein Volk auch ohne eigenes Land bestehen könne. Dr. B. meint aber, ein solcher Zustand sei unwürdig. Ich habe schon bewiesen, daß hiervon keine Rede sein könne. Das Unwürdige müssen wir dadurch beseitigen, daß wir unser Volkstum nicht allzusehr in den Vordergrund stellen.

Es ist ja richtig, daß der Antisemitismus die jüdische Rasse ächtet und in den Bann thut, allein so viel Gottvertrauen müssen wir doch haben, daß wir uns sagen, der Antisemitismus wird niemals Staatsgrundgesetz werden. — An Gottvertrauen scheint es dem Zionismus überhaupt zu fehlen. Was soll das bedeuten, daß er dem jüdischen Volke eine Mission abspricht! Ein Volk, das sich Jahrtausende erhalten, seine Peiniger und Bedränger überdauert, ein solches Volk hat bewiesen, daß es eine Mission besitzt. Nun fragt Dr B.: Welche? Ich empfehle ihm, einmal die Kritiken des Philosophen Kant zu lesen, da wird er finden, daß man wohl in der Welt eine Zweckmäßigkeit, nicht aber einen Endzweck feststellen könne. Richtig ist, daß keins der 613 Gebote uns eine Mission im christlichen Sinne vorschreibt, aber was will das sagen? Ich befehle auch nicht dem Holze, daß es brenne und die Stube wärme, ich zünde es nur an, das andere macht sich schon von selbst.

Darüber brauchen wir also nicht zu grübeln. Nachträglich, in der Geschichte, stellt sich schon die Mission der Beruf, die Sendung heraus, a priori, als religiöses Gebot läßt sich die Mission nicht feststellen. So möchte ich denn meinen, daß die jüdische Nation wesentlich einen religiösen Beruf hat. Denn sei es Philosophie, so kann man doch nicht in dem Sinne von einer jüdischen Philosophie reden, daß diese besondere Wahrheiten, neue Begriffe der Welt mitgeteilt. Sie befaßt sich mit religiösen Lehren, die sie mit der Vernunft in Einklang setzen will, diese sind aber ein der reinen Philosophie fremdes Gebiet. Die Grundbegriffe der philosophischen Wissenschaften sind nicht von den Juden auf die Jetztzeit gekommen, sondern von den Griechen und Römern. Ähnlich verhält es sich mit Mathematik und Naturwissenschaft, ähnlich mit Staatswissenschaften.

Das Judentum hat aber die Welt in großartiger Weise beeinflußt durch die von ihm ausgehenden religiösen Begriffe, auch nicht in propagandistischer Weise, sondern in der Hülle des Volkstums, das mit der Religion in eigentümlicher Weise verschmolz, durch die volkstümliche (doch nicht „populäre“ im gewöhnlichen Sinne des Wortes) Litteratur, die sich im Grunde nur um das Eine dreht: Die Erkenntnis des Guten und Bösen, wie schon Moses den Begriff der Religion definiert.

Wir sprechen aber von Thaten Gottes, die er unserem Volke gegenüber bewiesen, daß er uns erkoren, daß er eine Stätte seiner Verehrung erkoren. Das sind also Heiligtümer Gottes, die wir nicht aufgeben dürfen. Das ist auch das Einzige, was uns vom Abfall vom Judentume zurückhält — die heilige Schrift und das Gebetbuch. Wir bitten Gott, er möge der Welt seine Herrlichkeit wieder zeigen wie zuvor, damit unser Glaube nicht fürder als Wahn und Aberglaube bezeichnet werde, und damit die Welt in noch intensiverer Weise der Segnung des Judentums teilhaftig werde. Daß wir Zion und Jerusalem uns als Mittelpunkt der Gottesverehrung denken, geschieht in Gemäßheit der hl. Schrift.

Was geht nun aus dem Obigen hervor? Wir sollen mehr, als bisher unsere Religion im wahrhaft gottesfürchtigen Geiste pflegen, sollen gute Unterthanen und Staatsbürger sein, sollen versöhnend und friedenstiftend segenbringend wirken. Dagegen sollen wir nicht im Sinne Sebeds und Schußelach Propaganda für Palästina machen. Vorläufig ist es türkisches Gebiet und wir würden nur aus der einen Staatshoheit in die andere gelangen. Verboten ist ja so etwas nicht. Aber es ist doch ein verantwortungsvolles Unternehmen, zur massenhaften Kolonisation aufzufordern, und damit den Pauperismus zu vermehren. Weiß Dr. B. nicht, daß ungezählte Bettelbriefe aus Palästina nach den „profanen“ Ländern gehen, deren Flut nur dadurch einigermaßen eingedämmt wird, daß man sie unbeantwortet läßt?

Wenn wir in unserem Gebete sagen: „Wegen unserer Sünden sind wir aus unserem Lande vertrieben“, so erkennen wir es doch als den Willen der Vorsehung, daß wir außerhalb des gelobten Landes leben sollen. Möglich, daß einstmals ganz Israel versammelt werde, das ist Gottes Sache; wir haben zu streben, daß unsere „Sünden“ aufhören, und zu diesen Sünden zähle ich auch den Aufsatz des Dr. Birnbaum.

Wissenschaft und Litteratur.

Ackerbau und Handwerk unter den Juden in Vergangenheit und Gegenwart*).

Von Dr. L. Munk.

Die Wertschätzung der Arbeit war bei den verschiedenen Völkern des Altertums und bis in die Gegenwart hinein eine verschiedene. Griechen und Römern galt die Arbeit für unehrenhaft und eines freien Bürgers unwürdig. Die Arbeit, sagt Plato, verdummt, der Banausos hat nicht die Kraft, etwas Höheres zu erstreben, die meisten sind Sklavenseelen, die nicht wissen, was schön, gut und gerecht ist. Mit der Handarbeit, sagt Aristoteles, darf sich der gute Bürger nicht befassen, stumpft Geist und Körper ab und schafft ungeschlachte Leute. Demosthenes meint, von dem Arbeiter, der ein Niedriges treibt, ist keine Hochherzigkeit zu erwarten. Die Römer benannten die Arbeit labor mit dem Ausdruck des Schmerzes, sie ließen ihre Besitzungen durch Sklaven

*) Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet. Auszug aus einem im Verein für jüdische Geschichte und Litteratur in Frankfurt a/M. gehaltenen Vortrag.

besorgen. Auch im Mittelalter hat die Arbeit den Stand des Edelmannes und des Ritters entehrt. Im Gegensatze hierzu galt in Palästina die Arbeit als Bestimmung und Pflicht des Menschen. „Gott setzt den ersten Menschen in den Garten Eden, ihn zu bearbeiten und zu behüten. Sechs Tage sollst Du arbeiten und all dein Werk verrichten.“ Der Segen Gottes wird an die Händearbeit geknüpft. In vielen Sprüchen der Bibel und des Talmuds findet sich die Wertschätzung der Arbeit bei den Israeliten niedergelegt.

Dieser Theorie des alten Judentums entsprach die Praxis. Die alten Juden waren ein wesentlich Ackerbau treibendes und Vieh züchtendes Volk, das ganze Volksleben war mit Ackerbau und Viehzucht verwachsen. Der König Saul war aus dem Bauernstande hervorgegangen, David der Sohn eines Ackerbürgers von Bethlehem, der Prophet Elias holte seinen großen Schüler Elischa vom Pfluge und den Rindern seines Vaters hinweg. Die jüdische Gesetzgebung war darauf berechnet, den Ackerbau in jeder Weise zu fördern, während sie der Ausübung des Handels in vielen Hinsichten hinderlich war und an die Ackerbaugesetzgebung schließen sich die Verordnungen, welche die sozialen Verhältnisse des Volkes regelten: wie die Bestimmungen über die Erlasse und Jubeljahre, über die Feldabgaben und das Zinsverbot.

Der Ackerbau bildete die Hauptbeschäftigung der Juden bis zum Untergange des Staates und weit darüber hinaus. Eine große Reihe von Talmudtraktaten handelt nur von den Bestimmungen über den Landbau, und Männer aus den verschiedensten Jahrhunderten tragen die nachdrücklichsten Lehren über die Bedeutsamkeit desselben vor. Die hervorragendsten Lehrer aus den nachbiblischen Jahrhunderten lagen dem Ackerbau als ihrer Erwerbsquelle ob.

Bildete die Bodenkultur die Hauptbeschäftigung der Israeliten des Altertums, so hatte doch auch ein nicht unwesentlicher Teil der Bevölkerung sich dem Handwerke zugewandt. In der Wertschätzung desselben war die Anschauung der Juden der anderer Völker des Altertums diametral entgegengesetzt. Bei Griechen und Römern galt die Meinung, das Handwerk hemme den Aufschwung des Geistes und verkümmere den Leib, bei den Israeliten wird sein Ursprung auf „den göttlichen Geist, den Geist der Weisheit, der Einsicht und des Verstandes“ zurückgeführt. Fast alle Handwerke waren in Israel vertreten. Die Bibel erwähnte Schmiede in Eisen, Schlosser, Schmiede in Erz und Kupfer Gold- und Silberarbeiter, Verfertiger von Waffen und Rüstzeug, Steinschneider, Maurer, Zimmerleute, Tischler, Wagner, Korbmacher, Töpfer, Lederarbeiter, Walker u. a. m. Die Handwerker waren in den Städten zahlreich; wie noch heute im Orient, befanden sich die Arbeitsplätze gleicher Art in bestimmten Stadtteilen; wir erfahren von einer Bäckerstraße, einem Töpferthor, einem Zimmer-, Käsemacherthal, Wohnplatze der Schmiede ꝛc. In welchem Umfange die Juden in den ersten Jahrhunderten nach dem Untergange des Staates in Palästina und Babylon dem Handwerke oblagen, beweisen die mehr als hundert im Talmud genannten Rabbiner, die zugleich Handwerker waren und zum Teil Handwerkernamen führten.

Dieser Pflege des Ackerbaues und des Handwerks gegenüber war die Beschäftigung mit dem Handel in Palästina eine sehr geringfügige. Selbstverständlich gab es den einem jeden Volke zur Deckung seiner eigenen Lebensbedürfnisse unentbehrlichen Binnenhandel. Eine Vorliebe jedoch für das Handelsgewerbe, welches nicht im Umsatz eigener, sondern fremder Arbeit lebt, zeigt sich, wie Delitzsch bemerkt, nirgends, wenn wir von dem ersten christlichen Jahrhundert, so weit als möglich, rückwärts und etwa ein halbes Jahrtausend vorwärts blicken. Im Talmud findet man kaum ein Wort zu Ehren des Handels, wohl aber manches, das auf die Gefahren des Gelderwerbs und des vagierenden Lebens hinweist. Mit Recht konnte Josephus am Ende des israelitischen Staatslebens schreiben: „Was uns betrifft, so bewohnen wir weder ein Küstenland, noch haben wir Freude an Handelsgeschäften und stehen darum auch nicht viel im Verkehr mit anderen. Unsere Städte liegen vom Meere weit ab und unsere Beschäftigung ist, das gute Land, das wir bewohnen, zu bebauen.“

Von den außerhalb Palästinas lebenden Juden wird uns schon aus früherer Zeit berichtet, daß sie den Handel gefördert. In Egypten und besonders in Alexandrien trieben sie Handel und Schifffahrt. Doch gab es auch unter den alexandrinischen Juden viele Handwerker, die sogar in Genossenschaften organisiert waren. In der Synagoge in Alexandrien hatten die Goldarbeiter, die Silberarbeiter, die Nagel- und Nadelschmiede, die Kupferschmiede, die Weber ihre besonderen Stände und Bänke, und wenn ein Handwerksgenosse hineinkam, setzte er sich zu seiner Innung, die ihn so lange unterstützte bis er Arbeit bekam.

Die Juden des fränkischen und burgundischen Reiches betrieben Ackerbau, Gewerbe und Handel; ebenso die Juden Spaniens, woselbst i. J. 966 die Familie Ibn Gau bedeutende Seidenwebereien hatte und die Kriegsfahnen mit kunstvoll eingewebten arabischen Sprüchen für den König lieferte. Die Juden Griechenlands beschäftigten sich viel mit Seidenraupenzucht, mit Pflanzung von Maulbeerbäumen und Seidenspinnereien. Im französischen Reiche wurde Acker- und Weinbau von den Juden in großem Umfange getrieben. In Sizilien waren fast alle Handwerker Juden. Als gegen Ende des 15. Jahrhunderts auf Befehl Ferdinand des Katholischen die Vertreibung der Juden aus Sizilien durchgeführt werden sollte, erbaten die Mitglieder des königlichen Rats unter dem Vorsitze des Großjustitiars Tommaso Moncada, Grafen von Adano, für dieselben einen Aufschub unter der Begründung, daß „fast alle Handwerker Juden sind. Wenn diese alle auf einmal abziehen, so wird für die Christen ein Mangel an Arbeitern sich herausstellen, die geeignet sind, den Bedarf von mechanischen Gegenständen und besonders von Eisenarbeiten, sowohl zum Beschlagen der Pferde, wie für Erdarbeiten, wie auch zur Ausrüstung von Schiffen und anderen Fahrzeugen zu liefern“. In demselben Jahrhundert waren die Juden in Kastilien „Zeugweber, Goldarbeiter, Zimmerleute, Barbiere, Müller, Schuhmacher, Schneider, Kupferschmiede, Sattler, Seiler, Töpfer, Wagenbauer und Knopfmacher.“ In Polen gab es i. J. 1530, wie in einer dem König Siegmund I. überreichten Schrift erwähnt wird, fast gar keine christlichen, doch ca. 10,000 jüdische Handwerker neben 3200 jüdischen Kaufleuten. Der ganze Handwerkerstand war, wie in jener Schrift im einzelnen ausgeführt wird, fast ausschließlich durch Juden vertreten.

(Schluß folgt.)



Die mosaische Eingottidee.

Von **Moses Kaplan.***)

> Bevor Berge geboren waren,
> Und Erde und Weltall kreißten:
> Von ewig her bis in Ewigkeit ist Gott!
> Ps. 90,2.

I.

In unserm Zeitalter, zu dessen allseitiger Kennzeichnung das historisch treffende Wort noch nicht kursiert, werden auf den Gebieten des Glaubens und des Wissens tiefbohrender denn je zuvor althergebrachte Grundgedanken und Lebensansichten unter dem Brennspiegel neuer Gesichtspunkte geprüft und abgewogen. Der Geist einer ungekannt freisinnigen und sich selbst korrigierenden Kritik will von den Lehrsätzen und Meinungen aus der weiten geschichtlichen Vergangenheit nur das in die Zukunftsära der gereiftern Menschheit hinübergerettet wissen, was des Rettens würdig ist, das heißt was dem Ideale, welches man sich von der Zukunftsgesellschaft bildet, durchaus entspricht. Das zweischneidige Richtschwert „Logik und Erfahrung" hat in jedem Fall das endgiltige Urteil zu fällen. Wie recht und billig wird auch über die Gestaltung der **künftigen Religion** reichlich herumphilosophiert; da regt und drängt sich's von rechts und links. Jedoch wird über das Neue, das man zu dem Zwecke als „noch nicht dagewesen" herbeizaubern zu können und zu müssen vermeint, nicht selten aus blindem Eifer Altbekanntes übersehen.

Die mosaische Eingottidee, welche auf niemals wankenden eigenen Füßen steht und keines Retters bedarf, ist alt und bekannt; so alt als unsre Stammesgeschichte, als die Geschichte der Juden. Die biblische Idee von Einem Gott erscheint ja mit der Geschichte Israels von Anbeginn innigst verwachsen; sie bedingt Israels Mission in der menschheitlichen Kulturentwickelung von seiner Wiege an bis auf diesen Tag ganz und gar. . . Was und wo wären wir ohne diese Idee? . . . Die welthistorische Bedeutsamkeit derselben steht also außer Frage. Und dennoch begegnet man nicht nur in außerjüdischen Kreisen, sondern, was uns hier zunächst interessiert, bisweilen auch in unserer eigenen Mitte Anschauungen, die denen des echten Mosaismus schnurstracks zuwiderlaufen; und das Judentum ist doch nichts mehr und nichts minder, als der durch den integrierenden Talmudismus in seinen äußersten Konsequenzen jüdisch-national ausgestaltete Mosaismus.

Jene Idee ist auch bekannt, sage ich; nicht aber von jedermann gründlich erkannt und in der ihr innewohnenden Wahrheit genugsam anerkannt. Wieviel Berge von Schriften in mannigfachen Variationen und Wiederholungen sind nicht schon in den Orkus der Vergessenheit versunken und ruhen mit Staub bedeckt, bis der Litterarhistoriker sich ihrer erbarmt — allein unser Gegenstand, so oft durchgefuchtelt und ventiliert, zeigt sich unerschöpflich für neue Betrachtungen, unerschöpflich wie die Quelle selbst, aus der die Idee entsprang.

Versuchen wir nun, auf keine Autorität als auf die unsrer Quellenschrift gestützt den Begriff zu besprechen und zu analisieren, den der reine Mosaismus von dem erhabensten, heiligsten Wesen, an das der Staubgeborne zu denken wagt und das er verehrt, aufweist und in seiner Urkunde, in der hebräischen Bibel, widerspiegelt. Zuvörderst ist zu bemerken, daß man schon von verschiedener Seite als besonders charakteristisch hervorgehoben hat, wie der mosaische Schöpfungsbericht, mit dem die Bibel anhebt, ohne Heranziehung von Sonderbeweisen für das **Dasein** eines Schöpfers unmittelbar mit der Darstellung der Weltentstehung selbst beginnt. Die biblische Schöpfungsgeschichte nimmt es also mit den Beweisen, welche schließlich in dem Werke des Meisters zu suchen und zu finden sind, a posteriori; ihre Voraussetzung beruht eben auf gesunder Logik und auf Erfahrung, auf dem Resultat aller Erkenntnisse, auf der höchsten Erkenntnis und Erfahrungsweisheit, welche aus der zwiefachen Wurzel derselben unausbleiblich erwächst: aus der Betrachtung und Durchforschung der Natur und der Geschichte. „Wenn wir in die Natur und Geschichte schauen, so werden wir ewigen Geist die Zukunft vertrauen und für das Allgemeinwohl vorwärts bauen." Dieser Satz läßt sich zu einer ganzen abgerundeten Daseinsauffassung entwickeln; doch halten wir uns an unser Thema.

Die Betrachtung der bunten Naturwelt läßt den nicht abgestumpften menschlichen Geist des Regelmäßigen und des Ineinandergreifens gewahr werden, mit der die vielartigste Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, Formen und Stoffe in ihr hervortritt. Versteht es nun der Mensch nicht, vor der allerwärts und tagtäglich sich äußernden Offenbarung des Naturlebens das Auge zu verschließen, um vom Selbsttrug befangen, für das Wachsen, Blühen und Welken, für den Wechsel der Jahreszeiten, für die symmetrische formen- und farbenreiche Gestaltung des einzelnen wie des Gesamt-Organismus, für das Hervortreten einer Ordnung in der vermeintlichen Verwirrung, für den steten Fortgang im scheinbaren Stillstand, kurz für die unzähligen sogen. Wunder der Natur etwa eine blinde „Zufälligkeit" oder eine „unbedingte innere Notwendigkeit" sophistisch zu erdichten; versteht er sich auf solche Klügelei und Wortspielerei nicht, so kann es auch nicht ausbleiben, daß er dahinter das Walten höherer Fügungsursachen allmählich erkennt und huldigt ihrem Erzeuger. So kann schon die Beobachtung und Erkenntnis des durchweg kreisläufigen Lebens und Webens und Sichverwandelns im Makrokosmus, in der großen Naturallheit ebenso als im Mikrokosmus, in der kleinen Menschensonderheit, zu der Überzeugung von dem Dasein eines Wesens anleiten, der alles gemacht, gesetz- und zweckmäßig in harmonischer Einheit ordnet und in Bewegung lebendig erhält, — „der sprach und es ward, gebot und es stand da" (Ps. 33,9.) „Wer maß mit seiner Handhöhle die Wasser ab, vermaß die Himmel mit seiner Spanne, faßte im Drittel den Erdstaub und wog Berge und Hügel ab? (Jes. 40,12) Frag' doch die Tiere, sie werden's Dich lehren, den Vogel des Himmels, er wird's dir verkünden; oder rede zur Erde, sie wird dich unterrichten, und dir sagen's die Fische des Meeres: Wer erkennt nicht an allen diesen, daß Jhvh's Hand dies geschaffen?!" (Job 12, 7—9.) So giebt die Bibel selbst einen tiefsinnigen Fingerzeig. —

Doch nicht jeder kann die, ob noch so sehr eindringliche Sprache der vieltausendstimmigen Naturpoesie richtig verstehen, ihre Schrift ohne Abirrung nicht jeder lesen. Wie in unserm nervösen und materialistischen Jahrhundert voller Dampf- und Elektrizitätskraft, so gab es zu allen Zeiten, zumal in begriffsverwirrten Übergangsstadien, Hoffärtige und Schwachsinnige, welche sprachen: „Es ist kein Gott!" (Ps. 10, 4; 14, 1.) Das waren und sind die atheistischen Epikuräer, die ständig ihrer Selbstsucht opfern, weil die Verleugnung der höchsten Erkenntnis

*) Vortrag gehalten im hebräischen Lesevereine in Königsberg.

ihnen alles Ideale folgrecht ziel- und zwecklos erscheinen lassen muß. Siehaben aber dafür ihre Autoritäten, denen sie blindlings nachbeten. Denn von jeher bis auf die Jetztzeit treten immer aufs neue verneinende, doch — gam su l'towa! — umsomehr Kulturbewegung verursachende Geister auf, welche als Naturforscher von Beruf klarlegen, daß der Mensch die Möglichkeit, Kraft und Stoff sei einmal aus Übersinnlichem hervorgegangen, nicht erweisen könne. Ist aber, umgekehrt mit dieser menschlich subjektiven Erfahrungs-Thatsache eine universalistisch objektive Unmöglichkeit wirklich festgestellt? Einem vollkommenen Geist, dessen Existenz „von rückwärts wohl zu schauen" (weraissa ess achorai, Exod. 33,23), sollte etwas unmöglich sein? Er sollte seine Ideen nicht verwirklichen, materialisieren, die Welt aus sich heraus nicht erschaffen können? . . . Wenn dagegen ein großer Astronom, den der bekannte „Kraft und Stoff"-Philosoph mit sichtlichem Wohlgefallen zitiert, sagt: Er habe „den Himmel überall durchsucht und sei keiner Spur einer Gottheit begegnet", so kann man sich leicht vorstellen, mit welchen Augen und wonach er eigentlich gesucht hat. Mit dem weisen Mirza-Schaffy-Sänger zu sprechen:

Mag Gott auch, wie er will, uns immer nah sein,
Kein grübelnder Verstand begreift sein Dasein,
Wenn nicht das Herz, von höh'rer Glut entzündet,
Erleuchtend dem Verstande sich verbindet. —,

Und was lehrt die Geschichte? Im Altertum, in der Menschheit Kinderjahren, als ihr Geist im allgemeinen noch unfähig war, den Bannkreis der Natur zu durchbrechen, zu überschreiten, waltete diese in der Gesellschaft vor. Fast alle Nationen mit mehr oder weniger ausgebildeten religiösen Ansichten, hingen dem feinern oder gröbern Naturdienst, der Vielgötterei an. Natur und Geist war ihnen ein und dasselbe; in diesem Gedanken gipfelten auch alle ihre Philosopheme. Nachdem die naturverwandten Ideen erst der altorientalischen, dann die der antiken Kultur aufgebraucht und verzehrt waren, hatte sie ausgelebt und starb ab — auf immer ein Denkzeichen für die Machtbereiche des naturalistischen oder materialistischen Pantheismus. Dieser vermochte die menschheitliche Entwickelung nicht weiter zu fördern. Hier war es nun die mosaische Eingottidee, welche den Geist über die Natur erhob und also Gährkräfte in der Menschheit Geschichte brachte, welche nach und nach alle zivilisatorisch beanlagten Nationen in die Gesichtsbewegung hereinzogen; und die fortschreitende Bildung dieser neuhistorischen Völkerschaften strebt, von heute teils noch nicht verarbeiteten, teils noch nicht benutzten Faktoren jener Idee bewußt und unbewußt mittel- und unmittelbar getrieben, und getragen fort und fort höheren Zielen zu.

Wie wenn über der Länder langgestreifte Strecken und über der weiten Wasserwüste wild wogende Wellen ein ebenso seltener als heftiger Orkan unter Wetterleuchten Urwalds Riesen fällend und Berges Gipfel hinabstürzend, auf Donnerrädern daherrollt, daß des Himmels Lichter erbleichen und des dunklen Planeten Innerstes erbebt; daß die Menschen, die dieses Erdkügelchen, einen verschwindend winzigen Punkt im Getriebe des Weltalls, umkrabbelnden Würmlein, zusammenschauernd ihrer Nichtigkeit und Abhängigkeit, der Vergänglichkeit ihrer materiellen Werke und der nichtswürdigen Thorheit ihrer unaufhörlichen persönlichen und nationalen Gehässigkeiten bewußt werden; daß Raubtier aufhorchend die Beute fahren läßt und alles Gefiederte in Verstecke flattert und die Bewohner der tiefsten Tiefen des Ozeans aufgeschreckt emporwirbeln; daß Staub samt keimendem Samenkorn auf ferne, von Eruptionen zu Tage gehobene nackte Eilande getragen wird; daß in bergender Bai sich schaukelndes Schifflein aus dem Ankergrund gerissen und gleich einer Nußschale zum Spiele der wütenden Stürme hinausgeschleudert wird, um, das menschliche Verbesserungsgenie also anspornend, an der Felsen tosenden Brandung in Splitter zu zerschellen, den drinsitzenden Piraten aber vom sichern Untergang errettet werden zu zu lassen, sein verstocktes Herz endlich zum Guten wendend —: so orkanartig, alles überwältigend mächtig, so keinerlei Widerstand duldend mußte die brausende Sturmflut des zu Beginn des Aufkommens der Eingottidee hereinbrechenden Völkerwanderdrangs den damals unzivilisierten Menschheitsteil Nordeuropas und Halbasiens aus dem Halbschlummer geschichtsthatloser Unbeweglichkeit aufrütteln und erwecken, um ihn für die Ausbreitung der neuen Sittenlehre empfänglich zu machen, um das Aufleuchten neuer Kultursterne vorzubereiten, ob auch zunächst manche Nationalität wie Blätter im Walde hierher und dorthin verweht, zerstreut, versprengt, ob auch manche alte Bildungsstätte auf lange hinaus verheert ward. — — — — —

In der That, die vollendetste, menschenwürdigste Vorstellung vom ewigen Geist, einerlei ob Monotheismus, Deismus oder sonstwie schicklich benannt, faßte mit dem Abscheiden des Altertums in der neuen Völkerwelt Wurzel und erschloß damit einen von Grund aus neuen Akt im Drama der Menschengeschichte.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Katheder und Kanzel.

Die leitenden Gesichtspunkte

zu einer „Unterstufe des Gebete-Übersetzens".

Von Dr. J. Goldschmidt.

II.

Herr Dreyfuß wird nur dieselbe Erfahrung gemacht haben, wie alle bessern und denkenden unter unsern Lehrern. Erst haben wir, kürzere oder längere Zeit, nach dem alten mechanischen Schlendrian unterrichtet, und das Interesse der Kinder schmolz immer mehr und mehr dahin. In der guten alten Zeit ersetzte die Qualität des Unterrichts, in Bundesgenossenschaft mit dem Stock, was der Quantität fehlte. Das Interesse kann an der Quantität ebensogut sich beleben, wie an der Qualität. Das lebhafte Gefühl des Fortschreitens erregt schon den Wunsch, mehr zu lernen. Das war ein wesentlicher Hebel des wahrhaft staunenerregenden Interesses, welches unsere alten Religionsschulen trotz des methodischen Schlendrians erzielten. Das Gefühl des Fortschreitens kann aber, bei der dem Hebräischen so karg bemessenen Zeit, unsern Kindern niemals zum lebhaften Bewußtsein kommen, im Gegenteil: unsre guten Schüler unterschätzen oft ihr Wissen im Hebräischen. Bis Sonntag vergessen sie, was sie Mittwoch, und bis Mittwoch, was sie Sonntag gelernt haben. Dieses häufig sich wiederholende Bewußtsein des Nichtwissens ist selbst ein Nagel zum Sarge des Interesses, besonders wenn der Lehrer, wie das häufig geschieht, dadurch helfen zu können glaubt, daß er dies Nichtwissen mit Nachdruck hervorhebt.

Wir haben also, das sieht der denkende Lehrer nach einiger Zeit ein, mit dem alten Schlendrian kein Glück, die Kinder schwänzen die Schule, und die furchtsamen, welche kommen, treiben Allotria oder schlafen ein. In der bisherigen Weise, das sehen wir klar ein, geht es nicht weiter. Wir suchen nach neuen Hebeln des Interesses, und da ist das erste, das sich naturgemäß uns darbietet — die Grammatik.

Wir versuchen es damit: „סוסי mein Pferd, סוסך dein Pferd סוסו sein Pferd“ u. s. w., das geht famos! Die Kinder wachen auf, sie drängen sich dazu, an die Reihe zu kommen, die Kinder sind glücklich und der Lehrer noch mehr: Gott sei dank, "אנכי בדרך נחני ה, jetzt bin ich auf dem rechten Wege! —

Sollte ich mich irren mit der Annahme, daß Herr Dreyfuß in diesem Stadium an seinem eigenen Glück die Kollegen Teil nehmen lassen wollte? Ich habe nicht die Ehre, Herr D. zu kennen: aber sollte ich irren, wenn ich mir ihn als jungen Anfänger vorstelle? Es ist das gewiß nichts Verletzendes für ihn: wie gern möchten wir Alten noch „junge Anfänger“ sein, auf die Gefahr hin, alle die Irrtümer, vor denen das Alter uns schützt, noch einmal zu begehen! — Und daß ein „junger Anfänger“ von seinen Berufsgenossen Rechenschaft ablegt, ist gewiß nur unseres Dankes wert. —

Sollte aber meine Vermutung nicht zutreffen, sollte Herr D. Jahre lang hindurch die erfreulichen Erfahrungen durch die Zuhilfenahme der hebräischen Grammatik gemacht haben, dann — — gratuliere ich demselben aufrichtig, nicht zu dieser seiner Entdeckung, sondern zu seinem besondern pädagogischen Talent. Denn nur dieses und nicht die Grammatik kann sich dann das Verdienst um die erfreulichen Erfolge zuschreiben. Ich für meine Person habe die Erfahrung gemacht, und ebenso alle Lehrer, die unter meiner Inspektion standen, daß es mit der Grammatik dieselbe Bewandnis hat, wie mit jedem andern Gegenstande: solange der Reiz der Neuheit ihm zu gute kommt, fesselt sie; sobald dieser aufhört, dann . . . muß man ihr ebenso, wie jedem andern Gegenstande, mit den Hilfsmitteln der Methode zu Hilfe kommen, um das Interesse wach zu erhalten. Die Voraussetzung einer jeden Methode ist aber das nötige Maß von Zeit, hexen kann man eben nicht, und wenn kein Gelehrter vom Himmel fällt, so muß man eben hier auf Erden alles lernen, u. z. lernen in dem von den psychologischen Gesetzen bestimmten Tempo. Wo also die Zeit fehlt, da wird man keinen nennenswerten Erfolg erzielen, und ohne Erfolg erlahmt jedes Streben, das wesentlichste Element des Interesses. Mit Recht sagt daher Herr Leopold Katz in Nr. 23 des „Jeschurun“: „dem Wunsche des Kollegen Dreyfuß . . . nach gründlicher Behandlung des hebräischen Sprachunterrichts schließen sich gewiß alle Berufsgenossen an. Wir fürchten nur, der Wunsch wird zu den „frommen Wünschen“ zu zählen sein: Die knappe Zeit steht hindernd im Wege.“ Dabei habe ich noch manche Bedenken gegen den Versuch, die Grammatik zum einzigen Hebel des Interesses zu machen, außer Acht gelassen, z. B. den Umstand, daß die vollständige Beherrschung der hebräischen Grammatik eine Forderung an den Lehrer ist, der das Seminar nur mit Vernachlässigung mancher andern Aufgabe entsprechen könnte. — Ferner muß man in unseren Verhältnissen immer als conditio sine qua non den Umstand hinstellen, daß unsere Kinder vor allem geläufig lesen lernen, — und das ist bei dem Tempo der Synagoge gar nicht wenig. Dann kommt die Vertrautheit mit dem Gebetbuch, was auch nicht unterschätzt werden darf, bei der großen Menge von Einschaltungen und Ausschaltungen an den verschiedenen Tagen unseres religiösen Jahres; in unserem Gebetbuch steckt fast der halbe „Schulchan Aruch“ „Orach chajim“. Endlich ist ein gewisses Verständnis der Gebete doch sicher in erster Linie als Ziel zu erstreben. Wenn man nun eine gründliche Kenntnis der hebräischen Grammatik erstrebt, so muß man mehrere Jahre 2—3 Stunden wöchentlich darauf verwenden: wo bleibt dann die Zeit für die obengenannten Ziele? Alle Kenntnis der Grammatik wird den Eltern keinen Ersatz bieten für ein mangelhaftes Lesen, oder wenn das Kind nicht weiß, was am „Neumond“ gebetet wird und dergleichen, darüber kommen wir nicht hinaus. In dieser Hinsicht können wir nicht die Pädagogik anfragen, was sie als Ziel des Unterrichts hinstellt, sondern einzig und allein die Eltern, oder die Gesamtheit der Eltern: die Gemeinde. Wer darin rein pädaggoisch verfährt, der handelt ohne Berücksichtigung der thatsächlichen Verhältnisse, und der muß über kurz oder lang Enttäuschungen erleben.

Mit Recht sagt daher Herr Katz ebenfalls an der schon zitierten Stelle: „Das kleinste Ziel des hebräischen Sprachunterrichts ist: Kenntnis der hauptsächlichsten Gebetstücke. Wir sagen mit Absicht: Das kleinste Ziel, u. z. in Berücksichtigung der geringen Zeit, die für die Pflege des hebräischen in der Jetztzeit entfällt.“ —

Soll nun aber die Grammatik im hebräischen Unterricht unserer Religionsschule gar nicht gepflegt werden?

Das zu behaupten, bin ich weit entfernt. Ohne Zweifel hat Herr Dreyfuß recht, wenn er die grammatikalische Behandlung des Übersetzungs-Stoffes für interessanter erklärt, als das schematische Übersetzen. Nur soll die Grammatik nicht als das Universal-Heilmittel für alle kranken Seiten unserer Religinosschulen hingestellt werden. Die Grammatik kann nicht alles leisten, aber doch immerhin etwas. Ist sie auch nicht im stande, allein den Kampf gegen den Indifferentismus siegreich zu bestehen, so kann sie doch an diesem Kampfe teilnehmen und zum Siege beitragen. —

Wer sind nun die andern Bundesgenossen im Kampfe der Schule gegen den Indifferentismus?

Der Kampf der Schule gegen den religiösen Indifferentismus kann sich nicht weiter erstrecken, als das Gebiet der Schule überhaupt. Nicht für die Schule, sondern für's Leben — gewiß! Aber was die Schule nicht in der Schule leistet, das leistet sie nicht als Schule. Der Kampf unserer Religionsschule als Schule gegen den religiösen Indifferentismus kann also nur mit den Waffen der Methode geführt werden.

Unsere Frage kann also auch so formuliert werden: Durch welche Mittel der Methode kann der hebräische Übersetzungs-Unterricht unserer Religionsschulen interessant gemacht werden?

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Schulbücher.*)

Besprochen von E. Flanter.

Mit gesteigertem Interesse verfolgt der gewissenhafte Lehrer unserer Religion alle Erwägungen auf dem Gebiete des Religions- und hebräischen Unterrichts. Die auf Verbesserung dieser Unterrichtsgegenstände, der Schmerzenskinder jüdischer Pädagogik, gerichteten Bestrebungen sind in den letzten Jahren in erfreulicher Weise zu Tage getreten; es ist auch zu hoffen, daß sie von gutem Erfolge begleitet sein werden. Dieses wird umsomehr oder nur dann der Fall sein, wenn Rabbiner und Lehrer Hand in Hand gehen, und wenn in Fragen dieser wichtigen Fächer alle Sonderinteressen und Meinungsverschiedenheiten einer segensreichen Einmütigkeit weichen. Wir haben leider erfahren, daß Rabbiner, auf ihr Wissen pochend, mit Geringschätzung auf den Lehrer blicken, während dieser doch heutzutage sich eine Fülle von Kenntnissen und Fertigkeiten aneignen muß und auch besitzt, die ihn vom früheren „Melamed" sehr vorteilhaft unterscheiden, ihm einen würdigeren Platz — auch dem Rabbiner gegenüber — anweisen und ihn befähigen, in pädagogischen Fragen ein maßgebendes Wort mitzusprechen, welch letzteres doch nicht von jedem Rabbiner unbedingt gesagt werden kann. Freilich finden sich in dem jüd. Lehrerpersonal Elemente, die geeignet sind, den jüd. Lehrerstand in Mißkredit zu bringen; aber die Schar der Lehrer wird von den unberufenen Eindringlingen immermehr gesäubert, was dem Lehrerstand und unserer Jugend gewiß zum Segen gereichen wird. —

Die erwünschte Einhelligkeit unter den Lehrpersonen sollte sich besonders zeigen, wenn es sich um Einführung eines Lehrbuches handelt, wobei die Qualität des Buches allein maßgebend sein sollte, nicht aber, ob es von einem Rabbiner oder Lehrer herausgegeben ist. Wir wollen das Gute nehmen, daher es eben kommt. Die beiden Lehrbücher des Dr. Z. können wir uneingeschränkt als wirklich „gut" bezeichnen. Das „Spruchbuch" enthält Sprüche aus Bibel und Gebetbuch mit Angabe der Stellen, wo die Kinder sie aufzusuchen haben. Diese Sprüche sind im Anschluß an die bibl. Geschichte als Denkverse zu lernen. Hieran schließt sich der systematische Religionsunterricht.

Diesen Lehrgang halten wir auch für den richtigen. Von dem Beispiel der Erzählung muß ausgegangen und das Kind so mit den Lehren unserer heil. Religion bekannt gemacht werden. Die Sprüche, für die das Gebetbuch eine ergiebige Fundgrube ist, dienen als Belagstellen und zur Befestigung. Dieser Lehrgang hat den Vorteil der Konzentration und erweckt und pflegt den Trieb zur Selbstthätigkeit und Schaffensfreudigkeit der Kinder. Der Anhang, eine Zusammenstellung der Feier- und Festtage, der Fast- und Trauertage und anderer religiöser Vorschriften, erhöht den Wert des Buches als Hilfsmittel für den Religionsunterricht. —

Der II. Kursus „Vokabularium und Grammatik" ist mit vielem pädag. Geschick hergestellt. Im Anschluß an die gelernten Sprüche werden die Kinder auf das Gebiet der hebr. Grammatik geführt. Hierbei verfährt Dr. Z. streng nach den Grundsätzen: „Erst das Beispiel, dann die Regel" — Vom Leichten zum Schwierigen," wodurch das Kind leicht und schnell mit der hebr. Grammatik vertraut wird. Dadurch, daß das Kind befähigt wird, die Gebete zu übersetzen und zu verstehen, wird das gedanken- und andachtslose Beten verhindert. Manche Regel könnte wohl knapper, bestimmter ausgedrückt werden.

In voller Anerkennung und Würdigung der beiden Lehrbücher, die den gelehrten Verfasser als einen eifrigen und geschickten Lehrer erscheinen lassen, empfehlen wir wärmstens die Einführung und fleißige Benutzung derselben.

*) I. Vokabularium und Grammatik, II. Spruchbuch von Dr. Zuckermandel, Rabbiner in Pleschen.

Kleine Chronik.

Bürgerliche Verhältnisse.

* Von seiten der freisinnigen und der Volkspartei waren für die Reichstagswahlen fünf Juden als Kandidaten aufgestellt. Mit einer Ausnahme — Max Hirsch in Bitterfeld-Delitzsch — waren sämtliche Kandidaten auf verlorene Posten gestellt. Wir wollen jedoch die Namen der Kandidaten und der Wahlkreise verzeichnen. Es kandidierten: Amtsrichter Rother in Labiau-Wehlau, Rechtsanwalt Guttfeld in Sensburg-Ortelsburg, Dr. med. Asch in Breslau-Ost, Dr. Hirsch in Delitsch für die freisinnige und Leop. Sonnemann in Frankfurt a. M. für die süddeutsche Volkspartei. Die Kandidaten sind sämtlich im ersten Wahlgange unterlegen. Hingegen werden der sozialdemokratischen Partei etliche sogenannten „Juden" angehören. Gewählt sind u. a. Singer und Wurm.

* **Ehren-Schwennhagen,** der gleich Ahlwardt vom Finanzminister Miquel wegen verleumderischer Beleidigung verklagt worden ist, hat sich geflüchtet, so daß vom Untersuchungsrichter beim Landgericht I Berlin ein Steckbrief hinter ihm erlassen worden ist. — Ein netter Bursche!

* s. Der früher antisemitische Redakteur der **hannoverschen** Post, Dr. jur. Ad. Tesdorpf in Leipzig ist wegen Beleidigung des Kommerzienrats Ad. Molling, begangen durch einen Artikel in der genannten Zeitung, zu 500 Mark Geldstrafe und in die Kosten verurteilt. Es wird nichtsdestoweniger und trotz aller Strafen ununterbrochen in der antis. Presse weiter geschimpft und geschmäht.

* In einer konservativen Versammlung am Mittwoch Abend saß Herr Stöcker über seine geliebten Brüder im Antisemitismus wieder einmal zu Gericht. Er wendete sich gegen die Mischmaschwirtschaft-Partei, die zugleich konservativ und liberal sein will, und „führte den Dr. Böckel ab", in dessen Wahlflugblättern nichts als Angriffe gegen die Regierung und die Konservativen zu finden seien. Vor diesem falschen Antisemitismus könne man nur warnen; er stehe direkt „neben den Roten". Manche Bestrebungen, die sich antisemitisch nennen, gehören ins Tollhaus. Es seien politische Kindereien, damit locke man keinen Hund vom Ofen hervor. — Ein ähnliches Urteil haben andere Antisemiten bereits auch über Herrn Stöcker gefällt. Ausnahmsweise haben beide Parteien recht.

* Über ein interessantes Quiproquo wird aus **Ober-Glogau** von einem sichern Gewährsmann mitgeteilt: Kamen da vor einigen Tagen zwei ältere Herren in das vom Assessor, Herrn Blasig, kommissarisch verwaltete Grundbuchsamt. Der Eine nahm erst nach Eintritt in das Zimmer seinen Hut ab, was dem Herrn Assessor Veranlassung gab,

die Herren anzuherrschen. Als der betreffende „Frevler" darauf erwiderte, er verzichte auf die Belehrung über Sitte und Anstand, und sein etwas verspätetes Abnehmen des Hutes mit dem Umstande entschuldigte, daß er in der einen Hand den Stock, auf den er sich stützte, und in der anderen die Klinke der Thür gefaßt habe, geriet der Herr Assessor dermaßen in Harnisch, daß er den Herren drohte, er werde sie bei weiterer Gegenrede durch den Gerichtsdiener hinauswerfen oder verhaften lassen. Kaum hatten, um unter gegebenen Umständen dem Herrn Assessor keine Veranlassung zu geben, seine Drohung zur Wahrheit zu machen, die Angeherrschten schleunigst das Amtslokal verlassen, da richtete der erregte Herr Assessor an seine Umgebung die Frage: „Wer waren denn diese unverschämten Juden?" worauf ihm erwidert wurde, daß es der Graf Roger von Seherr-Thoß auf Rosnochau und der Baron v. Wallhofen auf Trawning gewesen wären. . .

* Die **Wiener** Börse war jüngst der Schauplatz einer heiteren Szene. Ein Börsenbesucher christlicher Konfession — es giebt auch solche — war nicht in der Lage, einem Börsenagenten jüdischer Konfession — es soll auch solche geben — die Differenzen zu zahlen. Auf die Mahnung des Agenten wurde der insolvente Börsenmann rabiat und benützte das antisemitische Rezeptierbuch, welches gegen jede Krankheit, auch gegen die insolventia acuta, Mittel besitzt, indem er ausrief: „Einem Juden zahle ich überhaupt keine Differenzen" Großer Tumult, Aufregung, Geschrei unter den jüdischen Börsenmännern. Da beruhigte ein Bankier rein arischer Abstammung und christlichen Glaubens die erregten Gemüter mit folgender Apostrophe: „Der Mann lügt, er ist gar kein Antisemit; er hat mir auch nicht gezahlt, und ich bin ein Christ!" Allgemeines Gelächter. Der Rest ist die schwarze Tafel — noch eine der wenigen Institutionen, vor welcher alle insolventen Menschen gleich sind.

* Wie unsere Leser aus der politischen Tagespresse werden erfahren haben, waren nach der Ernennung des Herrn Max Judd zum Generalkonsul der nordamerikanischen Union in **Wien** Gerüchte in Umlauf, nach welchen die österreichische Regierung dem nominierten neuen Generalkonsul das Exequatur verweigern wollte. Als Grund für diesen ungewöhnlichen Vorgang wurde von seiten gewisser politischer Kreise die Konfession des neuen Generalkonsuls angegeben, während vom Auswärtigen Amte, welches die Verhandlungen mit dem amerikanischen Gesandten diesbezüglich führte, auf das bestimmteste erklärt wurde, daß konfessionelle Rücksichten gar keine Rolle bei der Erteilung des Exequatur spielen, sondern ausschließlich nur Bedenken bezüglich der Staatsangehörigkeit obwalten. Herr Judd ist nämlich ein geborener Österreicher, der sein Vaterland im Alter von 10 Jahren verließ und schon seit vielen Jahren in Nordamerika naturalisiert ist. Das Auswärtige Amt hatte seine Bedenken, einen geborenen Österreicher, als handelspolitischen Vertreter einer auswärtigen Macht zur Bestätigung vorzuschlagen, Bedenken, welche nach langen diplomatischen Verhandlungen endlich beseitigt wurden; denn, wie wir erfahren, steht die Erteilung des Exequatur an Herrn Judd, der bereits seit zwei Wochen in Wien weilt, als nordamerikanischen Generalkonsul unmittelbar bevor.

* Ein Ritualmord-Schwindel wurde kürzlich in **Ungarisch-Hradisch** abgeurteilt. Am 9. d. Mts. fand beim dortigen Kreisgerichte die Schlußverhandlung gegen die Dienstmagd Karoline Schnula statt, die der Verleumdung angeklagt war. Karoline Schnula, die in Holleschau bei dem Produktenhändler David Tandler bedienstet gewesen, kam in der Nacht des 19. November mit gebundenen Händen und Schnittwunden daran zu einer Dienstvermittlerin und erzählte dieser, sie sei um 3/4 1 Uhr nachts von einigen Juden überfallen, in den Hof geschleppt und dort gebunden worden. Dann habe man ihr an den Händen Schnittwunden zur Blutabzapfung beigebracht. Sie sei überzeugt, daß man sie zu „rituellen Zwecken abgeschlachtet" hätte, wenn sie nicht geflohen wäre. An der Stimme habe sie in einem der Männer den David Tandler erkannt. Diese Angaben des Dienstmädchens erwiesen sich als Lügen, trotzdem daß die Angeklagte auch bei der Verhandlung bei ihren früheren Angaben blieb. Sie wurde des Verbrechens der Verleumdung schuldig erkannt und zu dreizehn Monaten Kerkers verurteilt.

* g. Der frühere **französische** Minister Constans, der in vielleicht nicht ferner Zeit die Präsidentschaft übernimmt, hat in seiner in französischen und auswärtigen Blättern vielbesprochenen Rede die er in Toulouse gehalten, ein ganzes Programm entwickelt, und auch das Verhältnis des Staates zu den verschiedenen Konfessionen berührt. Er sagte: „Wir dürfen und wollen die Freiheit des Einzelnen nicht antasten. Möge jeder Bürger, wenn er Katholik ist, in die Messe, wenn Protestant, zur Beichte, wenn Israelit in die Synagoge gehen. Das sind Gewissenssachen. Der Staat hat sich darum nicht zu kümmern, er muß gleiches Wohlwollen für alle Konfessionen hegen, und nur durch gleiche Behandlung aller wird religiösem Zwist und Hader vorgebeugt, die bereits die Farbe häßlicher, gefährlicher Rassekriege angenommen haben." — Wo von den höchstgestellten, einflußreichsten Männern solche Ansichten offen und rückhaltlos ausgesprochen werden, kann der Antisemitismus wohl Augenblickserfolge erzielen, aber niemals dauernd zur Herrschaft gelangen.

* Beim Empfange der Behörden in **Toulouse** (Frankreich) durch den Ministerpräsidenten, Herrn Dupuy sagte derselbe in Erwiderung einer Ansprache des Rabbiners Oury: „Ich halte darauf, es hier öffentlich auszusprechen, daß die Israeliten in Toulouse sowie diejenigen anderswo durchaus nicht die Anfeindungen und Aufreizungen zum Rassenhasse verdienen, denen sie in einem Lande ausgesetzt sind, welches eine Revolution gemacht, um allen Kämpfen der Rassen und Klassen ein Ende zu machen." — Auch der Präfekt, Herr Leon Cohn, ein Sohn des unvergeßlichen Albert Cohn, richtete im Namen der Provinz einige Begrüßungsworte an den Minister, welche dieser erwiderte.

* Der Bürgermeister von **Libau** ist nach Petersburg gereist, um an höchster Stelle die Rücknahme des die dortigen Juden betreffenden Ausweisungs-Erlasses zu erwirken, da durch diese Maßregel, die sich gegen 6000 handel- und gewerbetreibende Personen richtet, die Stadt einer wirtschaftlichen Krise ausgesetzt werde, deren Folgen unabsehbar wären.

Die **rumänische** Regierung wies in folge der Beschwerde zahlreicher israelitischer Reservisten die Präfekten an, daß das den Fremdenaufenthalt in Landgemeinden beschränkende Gesetz auf solche Nichtstaatsbürger, die der rumänischen Militärpflicht genügt haben, keine Anwendung findet.

* g. Die Juden in **Bulgarien** haben beschlossen, einen Verein zu gründen, mit dem Sitze in Sofia und Komitees in allen Städten, der die Verteidigung ihrer Interessen sich zur Aufgabe zu machen hat. Der geringste jährliche Beitrag ist auf 2 Francs festgesetzt.

* Das schreckliche Erdbeben in **Zante** hat, wie bekannt, diese Stadt völlig zerstört. Unsere Religionsgenossen, etwa 200 Seelen, befinden sich im gräßlichsten Elend. Die beiden Synagogen sowie alle von Juden bewohnten Häuser sind vernichtet. Zwar werden von allen Seiten Spenden eingesendet, aber für unsere Glaubensgenossen fällt dabei nichts ab. Dieselben wandten sich an die durch ihren Edelmut und ihre Menschenfreundlichkeit ausgezeichneten Juden Italiens mit der Bitte um Hilfe, welche sicherlich auch bei unseren Glaubensgenossen in Deutschland ein Echo finden wird. Der Oberrabbiner von Mailand, Herr A. Da-Fano, ist zur Entgegennahme von Spenden bereit.

* Die Beförderung von jüdischen Auswanderern nach **Palästina** wird eingestellt, da die Pforte beschlossen hat, weitere jüdische Ansiedelungen in Palästina nicht zu gestatten. Die jüdischen Auswandererzüge, welche die von Baron Hirsch eingesetzten Komitees im Laufe des Sommers bilden werden, sollen ausschließlich nach Argentinien gelenkt werden. — Was sagen unsere Zionisten dazu?

* g. Die Juden in **Tunis** haben unter den Gewaltthätigkeiten und dem Hasse der muselmännischen Bevölkerung bitter zu leiden, und sie hoffen, bislang zwar vergeblich, daß sie von der französischen Regierung endlich geschützt werden, die augenblicklich nur Schwäche, Unentschiedenheit und Gleichgültigkeit diesem unhaltbaren Zustande gegenüber zeigt.

* Sir West Ridgeway, der britische Resident, hat **Mogador** besucht. In seiner Begleitung befand sich Herr Konsul White, ein bekannter Freund der Juden. Auch Sir West zeigte großes Wohlwollen für die Juden. Er besuchte die elendsten Juden-Quartiere und schien sehr ergriffen von dem, was er sah, denn er sprach voll warmen Mitleides mit den Bewohnern derselben. Tags darauf empfing er eine Deputation der jüdischen Gemeinde, die ihren tiefgefühlten Dank aussprach für die dauernden Sympathien, welche die britische Nation den unterdrückten Juden entgegenbringt. Der Empfang war äußerst freundlich und liebenswürdig.

* Ein Philanthrop in **Bombay**, namens Samuel, macht seit einiger Zeit große Anstrengungen, den Kindern des „Beni-Israel"-Stammes eine gute Erziehung zu verschaffen. Großes Interesse ist für den merkwürdigen Stamm erweckt worden. Derselbe zählt nur 10000 Personen. Es wird angenommen, daß derselbe schon seit 1800 Jahren oder mehr in Indien wohnt. Traditionen sagen, daß die ersten Einwohner ihrer Rasse aus „der nördlichen Provinz" — nach einigen Galiläa — entflohen, um beständigen Einfällen zu entgehen. Diese Einwanderer litten Schiffbruch auf den Inseln unweit des Hafens von Bombay. Alle mit Ausnahme von 7 Männern und 7 Frauen ertranken. Ihr Eigentum ging verloren, und sie mußten umherwandern, um ihren Lebens-Unterhalt mit der Zubereitung von Öl zu gewinnen. Sie wurden unter dem Namen „Shanwar Telis" — die Samstag-Ölmänner — bekannt, und noch heute heißen sie so. Sie ruhen nämlich am Samstag von ihrer Arbeit aus. — Im erwähnten Schiffbruche waren alle ihre heiligen Bücher verloren gegangen; nur ein Bibel-Vers (welcher? Red.) blieb ihnen, der von ihnen in allen ihren religiösen Zeremonien hergesagt wird. In jüngsten Zeiten dienten viele von ihnen in der Armee oder erwarben sich als Kommis und Hospital-Diener ihren Unterhalt.

* Der Einwanderungskommissär im Hafen von **New-York**, Dr. J. H. Senner, wurde von dem Einwanderungs-Komitee einem Verhör unterworfen, in welchem er sich gegen die Einwanderung polnischer Juden aussprach und auf die Frage Senator Chandler's nach seiner Religion antwortete, daß er ein Christ sei, jedoch auf weitere Fragen zugeben mußte, daß er früher Jude gewesen sei, sich aber, ehe er in dieses Land kam, habe taufen lassen. — Wir glauben nicht irre zu gehen, wenn wir behaupten, daß Dr. Senner, richtiger Samuely, in Galizien geboren sei, und wissen positiv, daß er als Jude die Tochter eines reichen Nikolsburger Juden, namens Isaak Friedländer geheiratet hat, daß Dr. Samuely in Brün, wo sein Vater Vorstandsmitglied der jüdischen Gemeinde war, immer als Jude galt — das Gegenteil hätte nach den österreichischen Gesetzen bekannt werden müssen — und, daß er bei der raschen Natur seiner Übersiedlung nach Amerika kaum Zeit gefunden haben dürfte, seine Religion zu ändern.

Gemeinde, Synagoge und Schule.

* b. Fräulein Olitzka, die Tochter des Kantors an der Adaß Jisroel-Gemeinde in Berlin, welche eine sehr geschätzte prima donna des Hamburger Theaters ist, wird in London ebenfalls debutieren. Der vortrefflichen Sängerin geht ein bedeutender Ruf voran.

* Aus **Berlin** wird geschrieben: Die Austritte aus dem Judentum, bez. der Berliner Gemeinde, mehren sich in bedauerlicher Weise. So haben neuerdings ein Professor und ein Justizrat für sich und ihre Angehörigen den Austritt aus dem Judentum der Verwaltung der Berliner Gemeinde angezeigt. Zu welchen unliebsamen Weiterungen noch lange Zeit nachher derartige Austrittserklärungen führen können, lehrt ein jetzt die Berliner Gemeindeverwaltung und das Polizeipräsidium beschäftigender Fall. Ein Kreisphysikus und Professor der Medizin hatte vor mehr als 20 Jahren sein totgeborenes Kind auf dem Friedhofe in der Schönhauser Allee beerdigen lassen. Vor einigen Jahren war derselbe aus dem Judentum ausgetreten und wurde seine bald darauf verstorbene Gemahlin auf dem Kommunalfriedhof in Friedrichsfelde bestattet. Vor kurzem verlangte derselbe von der Verwaltung des jüdischen Friedhofs in der Schönhauser Allee die Exhumierung des dort etwa vor 22 Jahren beerdigten Kindes, da dasselbe nachträglich neben seiner verstorbenen Gemahlin in Friedrichsfelde beerdigt werden solle. Die Friedhofskommission lehnte das Ansuchen ab und ließ, als der Professor sich bei dem Bescheid nicht beruhigte, ein Rabbinatsgutachten ausarbeiten, welches sich dahin erklärte, daß die Exhumierung eines Totgeborenen nach religiösen Anschauungen unstatthaft sei, weil eine derartige Überführung der Gebeine nur zum Zweck einer besonderen Ehrung gestattet und vorgesehen sei. Der Betreffende hat sich an das Polizeipräsidium als die zuständige Aufsichtsbehörde gewandt; jedoch auch hier ist der Bescheid nicht in seinem Sinne ausgefallen.

* Am 9. Juni beging Rabb. Dr. Frank in **Köln** seine silberne Hochzeit, deren offizielle Feier auf Samstag den

10. verlegt wurde. Eine große Anzahl Geschenke und kostbare Blumenspenden zeugten von der Anteilnahme weiter Kreise der Gemeinde. Der Vorstand der Synagogen-Gemeinde erschien in corpore unter Führung des stellvertretenden Vorsitzenden, welcher das Jubelpaar in einer Anrede namens des Vorstandes der Syn.-Gemeinde begrüßte und beglückwünschte.

* Am Sontag, den 4. d. M. feierte Herr Lehrer Sassen in **Linnich** mit seiner Frau das Fest der silbernen Hochzeit. Des Morgens erschien eine Deputation der Gemeinde und überreichte dem Jubelpaar ein prächtiges Ehrengeschenk. Später war die ganze Gemeinde um die Gefeierten versammelt und besonders die Schuljugend feierte ihren verehrten Lehrer in herzlicher Weise.

* Das israelitische Waisenhaus „Wilhelmspflege" in **Eßlingen** hat seinen Rechenschaftsbericht pro 1. April 1892/93 veröffentlicht. Am 30. Oktober v. J. waren es 50 Jahre, daß diese Anstalt eröffnet wurde. Die Feier des 25jährigen Regierungsjubiläums Königs Wilhelms I. (1841) hatte die Anregung hierzu gegeben. Diese Jubiläumsfeier wurde in der Anstalt festlich begangen. Der Anstalt wurden wieder recht viele und reiche Gaben zugewendet, nämlich 4606 Mark Legate und Stiftungen, 10900 Mark Spenden und Beiträge, so daß das Vereinsvermögen jetzt 332236 Mark beträgt Die Anstalt, an der auch die israelitischen Zöglinge des Lehrerseminars und der Präparandenanstalt in Eßlingen beköstigt werden, beherbergt jetzt 31 Pfleglinge.

* Der Präses des Vorstandes der orth. Kultusgemeinde in **Preßburg**, Herr Joel Wolf, hat 8000 Gulden zum Ankauf eines Hauses für die zu errichtende Altersversorgungs-Anstalt gespendet.

* Das orthodoxe Judentum **Ungarns** hat einen schweren Verlust erlitten. Einer seiner berühmtesten Männer, der „Wunder-Rabbi" Salomo Spira in Munkacs ist gestorben. Der Hingeschiedene genoß als Talmudist und gottesfürchtiger Mann einen weit über die Grenzen des Landes reichenden Ruf. Das Leichenbegängnis fand in Anwesenheit zahlreicher Rabbiner statt. Sein Sohn, Rabbiner Hermann Spira, wurde sofort zum Nachfolger des Verblichenen gewählt.

* Die Stadtverwaltung von **Budapest** hat der israelitischen Kultusgemeinde ein Grundstück zum Bau einer neuen Synagoge kostenlos überlassen.

* g. Das Rabbinerseminar zu **Paris** hat drei Zöglinge, zwei mit dem Diplom als Großrabbiner und einen mit dem als Rabbiner entlassen. Das Institut zählt, außer der damit verbundenen von 38 Schülern besuchten Talmud-Thoraschule, 13 Rabbinatskandidaten.

* Die **französische** Kammer nahm einen Antrag an, nach welchem bestimmt wird, daß das Amt eines Oberrabbiners unverträglich sei mit der Ausübung eines Abgeordnetenmandates.

* Eine sehr fromme Dame in **Paris** hatte beim Umzuge ihrer Wohnung vergessen, eine sehr große Mesusa von der Thür ihrer Wohnung abnehmen zu lassen. Der neue Mieter vermutet in derselben ein Dynamitattentat und läßt die Polizei rufen, welche das Corpus delicti zur Analyse der Behörde übergiebt; unter Zuziehung eines Rabbiners löste sich aber das Geheimnis in Wohlgefallen auf.

* g — Die „Gesellschaft zur Aufmunterung zum Wohlthun" in Frankreich deren Präsident der berühmte Jules Simon ist, hat der Vorsteherin des israelitischen Frauen-Vereins in Lyon, Frau Wwe S. Kahn, ein Preismedaille für deren selbstloses, edles Wirken zuerkannt.

* Rabbiner A. Green hielt — wie schon berichtet — am 24. Mai einen Vortrag über Duldung der verschiedenen Konfessionen gegen einander. Hervorzuheben ist, daß, als Rabbiner Green gefragt wurde: In welcher Richtung Juden und Christen gemeinschaftlich wirken könnten, ein Herr Hertwich sofort entgegnete: In welcher Richtung können sie nicht zusammentreten, wenn sie nur ehrlich wollen?

* b Am verflossenen Sonnabend ist Dr. Israel Jechiel Michael Rabbinowicz im hohen Alter in **London** gestorben. Er war bereits ein Achtziger, als er vor ungefähr zwei Jahren nach London kam um sich dortselbst niederzulassen; er verlebte auch dort seine letzten Monate in verhältnismäßig größerer Bequemlichkeit, als dieses in seinem frühern Wohnorte Paris der Fall war und diese Annehmlichkeit hatte er dem großmütigen und gütigen Zirkel seiner Freunde, zu dem auch Dr. Adler und F. D. Mocatta gehörten, zu verdanken. Dr. Rabbinowicz war eine sonderbare Persönlichkeit. Er entwickelte den größten Teil seiner litterarischen Thätigkeit in Paris obgleich er kein geborener Franzose war. Es kann von ihm nicht behauptet werden, daß die Politur der französischen Hauptstadt an ihm etwas geändert habe, sondern er blieb bis zum letzten Augenblicke ein Einsiedler. Dies ist immerhin ein seltsames Fatum für einen Mann, dessen Werke so populär wurden, seine zwei vielgelesenen Bücher, „Legislation civile de Talmud" (1873 u. 1880) und „Legislation criminelle du Talmud" (1874) erfreuten sich eines bedeutenden Rufes in dem breitesten Publikum. Rabbinowicz war kein Gelehrter im engern Sinn des Wortes, er war aber ein Lernbeflissener (תלמיד חכם), und seine vielen Talente und Arbeiten, geben ihm das Recht, einen Platz in der dankbaren Erinnerung seiner Glaubensgenossen zu beanspruchen. Rabbinowicz wies stets mit Stolz auf die Thatsache hin, daß seine Werke von dem Czar angenommen wurden, und daß dieselben in den gebildeten Kreisen Rußlands Eingang gefunden haben.

Rabbinowicz lebte in Paris von 1860 — 1890; er war ein unermüdlicher, wenn auch nicht sehr fruchtbarer Autor. Außer den zwei erwähnten Werken, schrieb R. noch folgende; „La Midicine du Talmud" (1880) „Les Principes Thalmudiques de Schechita etc; (1877) „Essaisur le Judaisse, son passé et son oveuir" (1877) und einen Aufsatz in Form einer Antwort auf einen Artikel von J. Song in der Revue des Mondes über „La Religion Nationale des anciens Hebreux, 1873.

Rabbinowicz beschränkte sich eben nicht auf das Gebie jüdischen Wissens allein. Er sammelte außerdem eine Reihe nutzbringender Schulbücher, die in gewissem Sinne auf Originalität Anspruch haben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß hätte er noch länger gelebt, er sich auch durch die Herausgabe eines englischen Schulbuches bemerklich gemacht haben würde. Er ist der Verfasser einer lateinischen, französischen, hebräischen und einer vergleichenden polnischen Grammatik.

Hätte Rabbinowicz seinen Fleiß und seine Zeit, anstatt auf viele Gegenstände, nur auf einen Zweig der Gelehrsamkeit konzentiert, seine Arbeiten wären vielleicht von noch dauernderem Werte gewesen. Immerhin hat er ungemein

viel zur Verbreitung gewisser Teile des Talmuds in solchen Gesellschaftszirkeln beigetragen, die nur durch klare und lesenswerte Bücher zu belehren sind.

* b. Das Oberhaupt der **Karaiten**, Uzum, ist nach einer Mitteilung von dessen Tochter Esther in sehr hohem Alter vor einigen Tagen in Baktschi Serai unweit Sebastopol's gestorben. Er war ein hochangesehener Mann, dem der verstorbene Kaiser Alexander II. sowohl als auch der jetzige, so oft sie in Yalta residierten Besuche abstatteten. Er war nicht nur unter seinen Glaubensgenossen, sondern auch unter den Russen beliebt und allgemein bekannt.

Personalien. Herr Dr. M. Blumenthal, Zögling der „Lehranstalt für die Wissenschaft des Judentums" in Berlin ist in diesen Tagen zum Rabbiner in Frankfurt a. O. an Stelle des jüngst verstorbenen Dr. Löwenmayer gewählt worden.

Familienzeitung.

D'Israeli.

Über Benjamin D'Israeli ist in einem Feuilleton von S. Münz in der „Neuen freien Presse" Interessantes zu lesen. Der Feuilletonist läßt sich in Venedig von einem Gondoliere umherführen und kommt auf den jüdischen Friedhof. Der Gondoliere glaubt auf einem Grabsteine den Namen „D'Israeli" zu lesen und beginnt nun die Geschichte der D'Israelis und eine Episode aus dem Leben Benjamin D'Israelis zu erzählen. Hören wir, was er zu berichten weiß:

„Dieses Haus hat durch mehr als ein Vierteljahrtausend in Venedig bestanden. Auch sie vertrieb die Inquisition von Spanien. Sie legten, als sie in Venedig anlangten, ihren spanischen Namen ab und wollten fortan D'Israeli heißen „aus Dankbarkeit gegen den Gott Jakob's, der sie durch beispiellose Prüfungen und unerhörte Gefahren geleitet hatte". Sie lebten hier bis in unser Jahrhundert. Im Jahre 1748 siedelte ein Benjamin D'Israeli nach England über. In Venedig, Signore, ist der Name D'Israeli nun erloschen, doch in Triest soll es noch heute Verwandte dieses Hauses geben. Auch die Issels, eine jüdische Familie in Genua, sind eigentlich D'Israelis, die ihren Namen, ihren schönen Namen, damit er weniger jüdisch klänge, modifiziert haben. Signore, mein Vater hat mir erzählt, daß es in Venedig noch vor Jahrzehnten zwei arme Frauen des Namens D'Israeli gab, die von Zeit zu Zeit von London aus von einem Isaak D'Israeli Unterstützungen bekamen. Dieser Isaak war der Sohn jenes Benjamin D'Israeli, der von Venedig auswanderte und in England zu Reichtum kam. Isaak war aber auch der Vater eines Benjamin D'Israeli, der, wie es wohl zu Euren Ohren gekommen sein dürfte, der Königin von England die Kaiserkrone von Indien auf's Haupt gesetzt haben soll."

„Pietro", sagte ich zu dem Gondoliere, „Ihr verunglimpfet das Andenken Lord Beaconsfield's, der mit der Königin von England getafelt hat, wenn Ihr davon sprechet, daß er ein Enkel des Ghettos und ein Landsmann Shylock's gewesen." Und darauf Pietro: „Signore, Ihr täuscht Euch, wenn Ihr meint, daß er solch ein eitler Dutzend-Konvertit war, der sich seiner Vergangenheit schämte. . . . Signore, als Knabe pflegte ich meinen Vater, der Gondoliere war, so wie ich, auf seinen Fahrten durch die Lagunen zu begleiten. Er machte Dienste bei einem hohen Herrn aus England, der in einem marmornen Palaste am Canalazzo residierte. Eines Tages stieg bei diesem ein junger Brite mit blassem Gesichte und schwarzem gelockten Haare und etwas theatralischem Anzuge ab. Es fehlte nicht die venetianische Halskrause. Er sprach etwas Spanisch, auch, obzwar gebrochen, Italienisch, liebte sehr unser Vaterland und mehr als alle Städte Italiens, unsere Stadt Venezia, die er seine adriatische Braut nannte. Er besah alle Merkwürdigkeiten von Venedig, doch mehr als anderswo trieb Signor Beniaminio sich im Ghetto herum, und auch auf dem Rialto blieb er gern stehen. Er war der Enkel jenes alten Beniaminio, der einst bei uns gewohnt und als Jude, neunzigjährig, drüben in England gestorben. Signor Beniamino, der Enkel, der noch als Knabe getauft worden, machte, wenn er auch in seinem brennenden Ehrgeize große weltliche Pläne hegte, kein Hehl aus seiner Liebe zu seinen Ahnen im Ghetto. Er sagte sich, daß man sich solcher Väter, die verfolgt wurden und gelitten haben, auch wenn sie einen durch das Vorurteil der Großen und des Pöbels, die so oft Verbündete sind, verachteten Namen führten, eher rühmen dürfe, als solcher Ahnen, die unter der Maske eines glänzenden Namens straflos unterdrückt, verfolgt und beleidigt haben. Mein Vater pflegte den Signor Beniamino einfach durch den Canalazzo unter dem Bogen des Rialto zum Ghetto zu gondeln. Hier schlenderte der vornehme junge Mann aus England stundenlang herum und blickte träumerisch zu den hohen verwitterten Häusern auf, in welchen die Hebräer nisten. Signore, noch heute sehet Ihr gleich beim Eingange des alten Ghetto solch ein achtstöckiges Haus, das von unten bis oben von Menschen bewohnt ist. Signor Beniamino hat es nicht gescheut, über die dunklen, feuchten hölzernen Treppen, auf welchen die Ratten tanzen, zu den armen Insassen, unter denen noch sein Großvater gelebt hatte, emporzusteigen, sie aufzusuchen und sich mit ihnen zu unterhalten. Signore, es ist eine Fabel, wenn man sagt daß es bei diesen Armen im Ghetto schmutzig sei. Geht einmal hin und Ihr werdet bei ihnen nicht nur Reinlichkeit, sondern sogar einen gewissen bescheidenen Prunk finden. In der Küche hängt blankes kupfernes Geschirr; wenn die Ostern kommen, steht der Tisch in vollem Staate. Der steinerne Boden ist stets rein gefegt, von der hölzernen Decke hängt der blumige Armleuchter von Murano.

Signor Beniamino, der die Abenteuer liebte, hat gern mit den Töchtern Zion's auf den sonnigen Terassen geplaudert, von welchen aus man Venedig mit seinen Thürmen genießt, und dann wieder weit hinausschaut, wo nur Wasser ist und keine Paläste mehr schwimmen. Er sagt sich: So wie diese hier leben, lebte einst hier meine Urgroßmutter und deren Mutter. Er war aufmerksam und liebenswürdig gegen diese seine Schwestern vom Ghetto, brachte der Einen einen Strauß von feurigen Nelken vom Lido und der Anderen gar eine weiße Katze. Signor Beniamino hat hier manches Herz erobert. Er hing mit allen Fasern der Persönlichkeit an seiner Vergangenheit. Noch heute, Signore, seht Ihr im Ghetto eine marmorne Tafel, die fast zweihundert Jahre alt ist, auf welcher geschrieben steht, daß die Mächtigen von Venedig beschlossen

haben, daß kein Jude, der Christ geworden, keine Jüdin, die Christin geworden, dieses Ghetto oder gar ein jüdisches Haus betreten dürfe, widrigenfalls dem Betroffenen oder der Betroffenen das Gefängnis oder die Galeere oder gar der Galgen drohe. Signor Beniamino, der selbst ein Konvertit war, hat mit Thränen in den Augen diese drakonische Maßregel gelesen, durch welche die Obrigkeit von Venedig die Bande der Verwandtschaft zwischen den Juden und ihren getauften Angehörigen zu zerreißen suchte. Pietätsvoll ging Signor Beniamino allen Spuren seiner Altvordern nach. Er hat auch einmal die spanische Synagoge besucht, wo noch sein Großvater als Jüngling gebetet hatte. Signore, noch heute verteilen sich die venetianischen Juden auf vier Synagogen, die spanische, die levantische, die aschkenasische (deutsche) und italienische. Die spanische allerdings ist die größte. Ein vornehmer Baumeister, vielleicht Longhena, hat das Haus, das Jahrhunderte alt ist, mit den vier großen Bogenfenstern gebaut, die nach dem Campiello delle scuole gehen. Signor Beniamino verweilte mit Rührung auf der Andachtsstätte seiner Väter und Vorväter. In den Opferstock, unter welchem noch heute die spanischen Worte „Pobres vergonhosos“ stehen, hat er einen reichen Obolus für die verschämten Armen geworfen. Er stand nicht wie ein Fremder vor der marmornen Bundeslade, vor welcher das ewige Licht brennt und kleine Öllämpchen zum Andenken, an dem stimmungsvollen Saale mit den vielen Fenstern, durch welche die Sonne mit den festlich leuchtenden, messingenen Kandelabern um die Wette brennt. Er stieg zu der von Säulen getragenen Tribüne, diesem Tempelchen, empor, das der Bundeslade gegenübersteht, wo noch sein Großvater zuweilen die Auszeichnung genoß, den Segensspruch angesichts der Thora zu sprechen. Er schaute zu der hölzernen Galerie hinauf, wo heute die Frauen sitzen und wo seine Urgroßmutter manchmal gesessen. Dann stieg er hinunter, ging auf den großen Platz, wo die drei marmornen Cisternen stehen, schäkerte mit den Töchtern Juda's die mit kupfernen Eimern das Wasser zu schöpfen kamen. Wenn nun solch' eine Schöne ihre Stimme erhob und ein Lied voll Sehnsucht sang, das italienisch lautete und spanisch klang und doch ein Lied von Zion war, da fühlte sich Signor Beniamino im Geiste von Venedig nach Spanien entrückt, wo einst die großen Scheiterhaufen für seine Ahnen loderten. . . .

Signore, mein Vater, der sein Gondoliere war, hat sich nur schwer von diesem guten Manne aus England getrennt, als er unserer Venezia den Rücken kehrte und noch ein letztesmal zum Rialto zurückblickte, wo seine Väter in finsteren Krämerläden Handel getrieben, und noch einmal ein Lebewohl dem Ghetto zuflüsterte. Er ging von Venedig nach Spanien. Von dem jungen Ruhme seines Namens berauscht, hegte er, der sich schon im Glanze des Londoner Geistes- und Geburtsadels gesonnt hatte, doch das innige Bedürfnis, mit seinen Gedanken in die Dämmerung des Ghetto zurückzutauchen und in umgekehrter Ordnung die Leidensstationen zu durchmessen, welche die Familie D'Israeli in Jahrhunderten und die Kinder Israels in Jahrtausenden zurückgelegt hatten. Er ging von Spanien — nach Palästina. . . . Signore, er ist nicht wieder nach Venedig gekommen, aber die Venetianer haben von ihm gehört. Er hat einen Roman „Venecia“ geschrieben. Er hat auch unserem Vaterlande Italien wohlgewollt und ist demselben nützlich gewesen. Signore, ich bin ein Gondoliere und habe nie seine Schriften gelesen, doch sagt man mir, daß etwas von der Poesie unserer Lagunen und der süßen Dämmerung des Ghetto darüber sei. . . . Doch nicht D'Israeli allein, auch der Nachkomme manches anderen dieser spanischen Juden, die hier am Lido modern, hat Lorbeern in der Welt gepflückt“.

Maimonides.

Historische Erzählung von Dr. M. Deſſauer.

(Fortsetzung.)

„Ich sehe schon,“ sagte Jephet, „ich werde da nicht loskommen können und muß es möglich zu machen suchen. Was die Gelehrsamkeit anbetrifft, brauchst du keine besseren Führer als deinen Vater und Bruder; es ist hier jedoch allerdings ratsam, auch einen ortskundigen Freund an der Seite zu haben. Nun, wir werden sehen.“ Und zu David gewandt, sprach der Rabbi: „Ich muß von einem dauernden Aufenthalte in unserm Lande abraten. Hier leben unsere Glaubensgenossen ärmlich und mühselig. In Egypten dagegen ist ihre Stellung eine viel günstigere, da sind große jüdische Gemeinden: in Alexandrien wohnen etwa dreitausend israelitische Familien, ebensoviel in Bilbeïs, in Kahira zweitausend, auch Fostat (Alt Kahira) hat eine sehr bedeutende Gemeinde. Dort werdet ihr bestimmt eine freundliche Aufnahme und auskömmlichen Lebensbedarf finden. Zwar möchte ich euch nicht raten, schon alsbald dahinzugehen. Egypten bietet in dieser Jahreszeit für einen Fremden einen traurigen Anblick. Es ist gerade die siebenwöchentliche Zeit der heißen aus dem Süden strömenden Winde. Die Hitze ist unerträglich, der Boden ist zerborsten und löst sich bei jedem Windhauche in Staub auf. Das Grün der Auen ist fast ganz verschwunden, der Palmbaum allein behält in der Dürre sein grünendes Laubdach; im Mai und anfangs Juni pflegen dort Pest und andere Krankheiten zu wüten. Auch ist jetzt zuweilen der erstickend heiße, giftige Samum höchst lästig und gefährlich. Der Fremde, der die Natur des Landes noch nicht kennt und keinen Schutz und kein Heilmittel für diese Widerwärtigkeiten weiß, kann denselben leicht erliegen. Erst Ende Juni beginnen die kühlenden Nordwinde zu wehen, die Nacht des siebenzehnten Juni heißt die Nacht des Tropfens. Von dieser Zeit an kommen kräftige Regen vom Himmel, von welchen der Nil allmählich anschwillt, dessen Austreten den Egyptern Fruchtbarkeit und Fülle bringt. Der Nil ist ihr Ernährer, der sie reichlich mit Lebensmitteln versorgt. Oberhalb Kahira hat der noch ungeteilte, schöne Strom einen bezaubernden Reiz für das menschliche Auge. Wenn auch nicht mehr das fröhliche Gewimmel und Getümmel der mit den Gütern des Landes gefüllten Fahrzeuge, wie im Altertum, seine Wasserfläche bedecken, und er nicht mehr, wie in der Pharaonenzeit, sieben Millionen Menschen ernährt und versorgt, so ist doch heute noch die Bevölkerung wohlhabend, und ihr werdet dort ohne allzugroße Mühe euren Lebensunterhalt finden. Gehet, wenn ich raten darf, im Herbste nach Fastat, wo ich Freunde habe, welchen ich euch empfehlen will. Die Stromanschwellungen in jener Jahreszeit und die Freude der Einwohner, daß der Nil wieder, wie ein gütiger Vater, seine reiche Hand weit aufthut, um seine Kinder zu speisen, machen das Land dem Fremden angenehm und wohnlich.“

Bevor die Familie Maimun in Fostat festen Wohnsitz genommen, begleitete sie Jephet nach den heiligen Orten. Mitte Oktober brachen sie auf und besuchten zunächst Jerusalem. Ihre Seelen erzitterten in Erwartung dessen, was sie sehen sollten.

Unterwegs begegneten sie lauernden Beduinen in weißen Hemden und braunen härenen Mänteln, welche auf muntern Rossen umherschweiften oder in ihren Zelten von der Jagd ausruhend und vergnügt die Bärte streichend, kauerten und die Fremden neugierig anglotzten. Hie und da auch eigenartigen Kriegern, die die Kreuzfahrten ins heilige Land führten, Komthuren aus den großen Burgen der Johannisbrüder am Libanon, Sarazenen, Kurden und Arabern, Mannschaften des Scheikh aus den Bergen, die in jener kriegerischen Zeit das Land durchstreiften. Doch zwei Führer, rohe aber zuverlässige Sarazenen, brachten sie sicher in die Stadt ihrer Sehnsucht. Als sie der Stadt nahe kamen übermannte sie die Bewegung. Sie setzten sich auf eine Steinbank und falteten die Hände.

„Dort die Burg auf dem Gipfel jenes Hügels," machte sie Jephet aufmerksam, „ist die Davidsburg auf Zion."

„Zion!" ertönte es voll freudiger Überraschung aus dem Munde aller Begleiter.

„Zion!" rief das Mädchen, „das ist die Burg, wo der Held gewohnt, der den Riesen Goliat bezwungen, der König, der einst Hirtenknabe gewesen, der kleine Mann mit dem großen Geiste, der tapfere Feldherr und der Dichter, der die herrlichsten Psalmen gesungen: dort erklang die wunderbare Leier, deren Saiten durch Jahrtausende hallen sollten!"

„Zion!" sagte Moses, „das ist noch in unserer Gegenwart das Zauberwort gewesen, welches unserem innigsten Dichter, Juda Halevy die ergreifendsten Lieder hervorlockt. Ich bin kein Freund der Poesie, weil das Beste daran das Erlogene ist, aber die Zioniden Halevys haben mir, so oft ich sie gelesen, das Herz gerührt und mein Gemüt ungewöhnlich aufgeregt."

Sie bestiegen den Hügel, und Maimun rezitierte wie unwillkürlich die Worte: „Ach wie einsam liegt die Stadt; die einst so volkreiche, wie eine trauernde Witwe. . . . . ."

„Wir müssen jetzt," sagte Jephet, „alle Klagetöne und Mißklänge, die diese Stadt in uns hervorruft, unterdrücken, um uns den Genuß nicht zu verderben. Der Himmel ist wolkenlos und begünstigt die Fernsicht. Hier ist jeder Berg, edes Thal, jeder Stein Zeuge großer Begebenheiten; die Anhänger aller Religionen, Juden, Christen und Muhamedaner haben hier ihre heiligsten Erinnerungen und stehen voll Ehrfurcht und erhabener Empfindungen vor denselben; denn das göttliche Licht, welches in diesem Lande zuerst unser Heiligtum erhellte, hat in der Folge seinen himmlischen Glanz über viele Völker der Erde verbreitet. — Dort ist Morija, wo Abraham einst seinen einzigen geliebten Sohn auf Geheiß des Herrn opfern wollte, wo der Tempel gestanden und heute die Moschee des Omar sich erhebt, nächst der in Mekka das größte Heiligtum der Muhamedaner, weil nach ihren Legenden da die Stelle sein soll, wo ihr Prophet gen Himmel fuhr. Gerade gegenüber das jetzt wasserlose Bett war in alter Zeit der Bach Kidron, über welchen eine Brücke zum Ölberg führt, der in der jüdischen, wie christlichen Überlieferung fromme Erinnerungen wachruft. Es stehen noch uralte Ölbäume daselbst, und die Aussicht von da auf die Stadt und Umgebung ist unvergleichlich; auf den höhern nördlichen Gipfel soll der Stifter des Christentums in den Himmel gefahren sein. Rechts von der Kidronbrücke befinden sich die Gräber Absalons, Josaphats und des Propheten Sacharja. Die Muhamedaner haben einen Haufen Steine vor das Grab Absalons, der gegen seinen Vater David Krieg geführt, geworfen. Es liegt ein hoher, sittlicher Ernst in diesem Brauche; indem sie Steine vor seine Gruft werfen, sprechen sie laut einen Fluch aus gegen den widerspenstigen Sohn und wider jeden, der seinen Eltern nicht gehorcht. Die Thore, welche wir ringsum sehen, sind: das alte Thalthor, von wo aus man nach Jaffa gelangt, das Damaskusthor, früher das Thor Ephraim, das Töpfer- und Ziegelthor und das Wasserthor; dort in der Nähe der Ruinen von den Thürmen Hanael und Mea das Schafthor, das Brunnenthor in der Nähe des alten Teiches Siloah. Die liebliche Quelle Siloah oben am Ende des Thales Josaphat ist ein wahrer Segen für die Bewohner der Stadt, denn Jerusalem ist sehr wasserarm; nirgends in der ganzen Umgebung findet der Pilger einen frischen Quell, um die lechzende Zunge mit einem Trunke Wassers zu erquicken, nirgends findet er einen kühlenden Schatten, um von der mühseligen Wanderung auszuruhen, nur am Quell Siloah ist es ihm vergönnt, den vertrockneten Gaumen zu benetzen, das von Hitze und Staub ermattete Haupt in Schatten der Terebinthen und Olivenbäume niederzulegen und sich neu zu stärken."

(Fortsetzung folgt.)

Lose Blätter.

Aphorismen.

Von

3] **W. Frank.**

Einsamkeit ist die Zufluchtsstätte für große Geister und eine Folterkammer für Flachköpfe.

*

Warum wird die Wahrheit unabläßig verfolgt? Unverfolgt würde sie die Existenz der Menschheit gefährden.

*

Dem Eitlen ist der Spiegel, was dem Talent das Selbstbewußtsein.

*

Was keiner wissen läßt, um nicht verachtet zu werden, ist sein wahres Ich. Viele sind wissentlich ihre eigenen Betrüger, unwissentlich alle.

*

Der Humor ist heitere Satyre, und die Satyre ernster Humor.

*

Neugeprägtes Kupfer trägt des alten Goldes Glanz und Farbe. Zwischen echt und unecht entscheidet die Zeit.

[Wird fortgesetzt.]

* In der offiziellen Ansprache des Präsidenten der ungarischen Delegation an Se. Majestät den Kaiser und König von Österreich-Ungarn lauten die Schlußworte: „daß der Gott der Ungarn Eure Majestät im besten Wohlergehen bis an die äußerste Grenze des menschlichen Lebens erhalte." Es wird wohl keinen Querkopf geben, der uns ehrlich glauben machen wollte, daß der ungarische Isten ein Nationalgott ist. Jedermann weiß, daß in Ungarn, die christliche Religion in ihren verschiedenen Konfessionen, so

wie in den anderen europäischen Staaten, die Religion des Volkes ist, wovon nur die Juden eine Ausnahme machen. Wenn aber die Bibel den Schöpfer der Welt, den Ewigen den Gott Israels nennt, da entblöden sich moderne Schriftsteller nicht, hierin einen jüdischen Nationalgott zu finden. Allerdings hat jedes Volk seinen eigenen Gott, d. h. seine eigene Auffassung von Gott und seine eigene Vorstellung, unter welcher es ihn verehrt, was bei den verschiedenen Konfessionen besonders hervortritt. Der ungarische Gott zum Beispiel verlangt, daß die Menschen frei sein sollen, daß sie hochherzig, edelgesinnt und nicht fanatisch seien; während bei anderen Stämmen geglaubt wird, daß man durch Engherzigkeit und Fanatismus Gottes Gunst erreichen könne. Auch die Juden haben ihren eigenen Gott, der nur geistig erfaßt und nicht vorgestellt werden kann; und der von ihnen verlangt, eher alles zu opfern, als diese ihre Überzeugung. In diesem Sinne aber hat ja fast jeder Mann seinen eigenen Gott; wahrlich, der Gott irgend eines unwissenden Juden ist nicht der Gott, wie ihn Maimonides gedacht, ebensowenig wie das Christentum irgend eines abergläubischen denkunfähigen Menschen das Christentum unserer erleuchteten Männer ist. Nennen wir unseren Allvater Isten, Jehova oder Gott, — immer ist er ein und derselbe, und er möge das Gebet des ungarischen Delegations-Präsidenten erhören und es in Erfüllung gehen lassen, alle Bewohner Österreichs sprechen dazu: Amen! —

Lektor M. Friedmann, Wien.

Jüdische Gedenktage.

Zusammengestellt von Lehrer D. **Mannheim**.

Am 8. Thamus 5642 (25. Juni 1882) starb in Würzburg Michael **Godefroi**, der erste, der als Jude zum niederländischen Justizminister ernannt wurde. In Amsterdam 1844 geboren, war er ein ausgezeichneter Jurist, einer der bedeutendsten Mitglieder der niederländischen Kammer, der er mit kurzer Unterbrechung über 30 Jahre angehörte und der auf legislatorischem Gebiete Bedeutendes geleistet hat. Er war einer derjenigen Staatsmänner jüdischen Stammes, welcher, unerschütterlich treu dem väterlichen Glauben, Präsident des israelitischen Konsistoriums, die Rechte seiner Glaubensgenossen sowohl in Holland als in der Schweiz und in Rumänien mit Entschiedenheit und Eifer vertrat.

Sieben Jahre später verschied an demselben Tage Elias **Karpeles**, einer der ersten mährischen Rabbiner, zu Wien. Er verband mit talmudischer Gelehrsamkeit allgemeines Wissen und echte Religiosität mit moderner Wissenschaft. Einer Rabbinerfamilie angehörend, wurde er früh dem theologischen Berufe gewidmet. Er war als Nachfolger seines Vaters Rabbiner in Eiwanowitz und 27 Jahre in Loschitz, siedelte dann nach Wien über, wo er Mitglied des Rabbinats und Prediger in Wieden wurde. Die Predigt hielt er für den wichtigsten Teil des modernen Rabbinertums; er veröffentliche mehrere Predigtsammlungen, Trauungsreden, Grab-, Konfirmations- und Sabbatreden. Karpeles zählt zu den fruchtbarsten homiletischen Schriftstellern.

*

Am 12. Thamus starb in Toledo Jakob ben Ascher (ben Jechiel ben Uri ben Eliakum ben Juda), dessen Grab sich neben dem seines Vaters, des berühmten Ascheri oder Rosch, befand. Er hat die vier Turim, einen Religionskodex, verfaßt, der auch heute noch in rabbinischen Kreisen als normgebend gilt.

Der 13. Thamus hat den Juden Trauriges und Freudiges gebracht. 1270 war in Weißenburg eine große Judenverfolgung, bei welcher viele Rabbiner und Gelehrte gerädert wurden. (Amude ha Aboda Seite 100) 1868 wurde dagegen den Juden in Deutschland allgemeine Gleichberechtigung zuerkannt.

☞ Mit Nr. 26. beschließt der „Jeschurun" das 2. Quartal des laufenden Jahrganges. Unsere gesch. Abonnenten, die das Blatt durch die Post beziehen, werden gebeten, das Abonnement rechtzeitig erneuern zu wollen.

Die Expedition.

Wochen-	Juni. 1893.	Tammus. 5653.	Kalender.
Freitag . . .	23	9	
Sonnabend . .	24	10	חקת
Sonntag . . .	25	11	
Montag . . .	26	12	
Dienstag . . .	27	13	
Mittwoch . .	28	14	
Donnerstag . .	29	15	
Freitag . . .	30	16	



Das Deutsch-Israelit. Reichswaisenhaus

zu Diez an der Lahn
bittet **wohlthätige** Glaubensgenossen um Zuwendung von **Jahresbeiträgen, Spenden u. Stiftungen.**

See- und Soolbad
Kolberg.
כשר Pension כשר
von Fr. Kantor Zadikow, Nikolaikirchplatz 3, in schönster und ruhigster Lage der Münde, empfiehlt sich den geehrten Badegästen aufs angelegentlichste. Komfort. Zimmer sowie größere und kl. Wohn. ohne Pension z. zivilen Preisen.

הדרת קדש
(Hadras Kodesch)
enthält leicht ausführbare, melodiöse Chöre, Soli's, Recitative, Lieder u. Gebete etc. für den ganzen Kultus. Nur gegen Einsendung von 10 Mark oder Nachnahme zu beziehen von
M. Tintner, Kantor u. Lehrer. in Bunzlau, Schlesien.
Für Kantoren in kleinen Gemeinden offeriere billiger.

Neu! **Cantoren-Schule.** Neu!
In meinem **Conservatorium f. Musik** habe ich eine Abtheilung zur Ausbildung jüdischer Cantoren gegründet. Durch diese noch nicht existirende Lehranstalt ist ein längst empfundenes Bedürfniß erfüllt.
Näheres Prospekt, welcher **gratis** versandt wird.
Berlin S. W., Lindenstr. 33.
Direktor **M. Wigodzki.**

Soeben erschien in neuer unveränderter Auflage in vorzüglicher Ausstattung:
Der Pentateuch
übers. u. erl. von **S. R. Hirsch**
1. Teil בראשית brosch. } à **M. 2,50.**
2. „ שמות „ }
eleg. Leinwandbde. à **Mk. 1,–**
„ Halbfranzbde. à „ **1,50**
Frankfurt a. Main.
J. Kauffmann.

In hiesiger Gemeinde ist die Stelle des Kantors, Lehrers und Schächters vakant. Gehalt 700 Mk. und Nebeneinkünfte. Reisespesen werden nicht vergütet.
Beeskow, 7. Juni 1893.
Der Vorstand der Synag.-Gem.:
F. Beermann.

Neue
Reichstagsverhandlungen
stehen im nächsten Quartal bevor.
Den **vollständigen** Sitzungsbericht des Tages versendet schon mit den **Abendzügen** die
„Freisinnige Zeitung"
begründet von **Eugen Richter.**
Man abonniert bei allen Postanstalten auf die „Freisinnige Zeitung" (No. 2317 der Postzeitungsliste)
pro III. Quartal
für 3 Mark 60 Pfg.
Neu hinzutretende Abonnenten erhalten gegen Einsendung der Postquittung an die Expedition, Berlin S. W. 12, Zimmerstr. 8 die noch im Juni erscheinenden Ausgaben **gratis.**

Die „**Volks-Zeitung**" erscheint
täglich zweimal, Morgens und Abends.
Gratis-Beigabe: „Illustriertes Sonntagsblatt" redigiert von Rudolf Elcho.
Abonnementspreis 4 Mark 50 Pfg. pro Quartal.
Volks-Zeitung.
Organ für Jedermann aus dem Volke.
Chef-Redakteur: Karl Vollrath
Die „Volks-Zeitung" ist das
führende Organ des entschiedenen, demokratischen Liberalismus.

Die „Volks-Zeitung" vertritt die Interessen der Humanität, des Rechts, der Wahrheit, gegen Stöckerei und Muckerei, gegen Byzantinismus und Privilegien-Wirtschaft.

Die „Volks-Zeitung" ist die bewährte Freundin des Handels- und Erwerbsstandes, der Handwerker und der wirtschaftlich schwachen, der mittleren und kleinen Beamten, der Volksschule und ihrer Lehrer, der ehrlichen Arbeit und der Arbeiter.

Die „Volks-Zeitung" beleuchtet in entschiedener, Jedermann verständlicher Sprache ohne Menschenfurcht alle wichtigen Tagesfragen.

Die „Volks-Zeitung" enthält einen reichhaltigen, vollkomme unabhängigen Handelsteil mit ausführlichem Courszettel.

Die „Volks-Zeitung" erteilt in ihrem Briefkasten unentgeltlich Auskunft in Rechts- und anderen Fragen.

Die „Volks-Zeitung" unterrichtet eingehend über Theater, Musik, Kunst und Wissenschaft. Das Feuilleton bringt Romane und Novellen, sowie unterhaltende und belehrende Artikel aus der Feder der beliebtesten Autoren.

Die zum 1. Juli neu eintretenden Abonnenten erhalten gegen Einsendung der Abonnements-Quittung die Zeitung schon von jetzt ab unentgeltlich.

☞ **Probenummern unentgeltlich.** ☜
Expedition der „Volks-Zeitung",
Berlin W., Lützowstraße 105 und Kronenstraße 46.

Bei der Verwaltung der Synagogen-Gemeinde zu Breslau ist die Stelle eines
Ersten Bureau-Vorstehers
welchem die Leitung des gesamten inneren Bureaudienstes — mit Ausnahme der Kassengeschäfte — obliegen soll, sofort zu besetzen. Das Jahresgehalt beträgt 5000 M. Geeignete, im Verwaltungsfach erfahrene Bewerber jüdischen Glaubens wollen sich schriftlich bei dem Unterzeichneten melden
Breslau, den 9. Juni 1893.
Der Vorstand
der Synagogen-Gemeinde.

Für eine kleine Gemeinde am Niederrhein wird ein Religionslehrer gesucht. Gehalt bei freier Station 3—400 M.
Frco.-Offerten unter Nr. 4110 befördert die Exped. d. „Israelit," Mainz.

Die Stelle eines Kantors, Schochets u. Kore ist zu besetzen. Gehalt 900 Mk. mit einem Nebeneinkommen von 500 Mk. nebst freier Wohnung. Reisekosten nur dem Gewählten.
Der Korporations-Vorstand
zu Schmiegel.
Bernhard Becker.

Synagog.-Gem. Tilsit.
Gottesdienst: Freitag Abend 7⁴⁵
Sonnabend Abend 9⁵.

Soeben erschien bei **Moritz Schauenburg** in Lahr i. B., zu bezieh. durch alle Buchhandl.:
Geschichtlicher
Religions-Unterricht
von Bez.-Rabbiner
Dr. Sondheimer in **Heidelberg.**
I. Biblische Geschichte. **Elfte** Aufl. geb. 65 Pf.
II. Nachbiblische Geschichte. **Sechste** Aufl. geb. 65 Pf.
I/II in **einem** Band geb. M. 1,30.

☞ **Heirat!** ☜
Junge Herren, die zu heiraten ernstlich gesonnen sind und eine **Mitgift** von **10—20000 Mark** beanspruchen können, wollen gefl. ihre Offerten mit Angabe ihrer persönlichen Verhältnisse unter **A. Z. 1000** an die Exped. d. Bl. richten.

Die israel. Religionsschul-, Vorsänger- und Schächterstelle Sandhausen bei Heidelberg, mit welcher welcher ein Gehalt von 650 Mk., Schulgeld, freie Wohnung für einen ledigen Lehrer und ansehnliche Gefälle verbunden sind, ist mit September l. J. neu zu besetzen. Schulkandidaten belieben ihre mit Zeugnisabschriften versehenen Meldungen baldigst an den
Synagogenrat in Sandhausen
zu richten.

Bei der unterfertigten Gemeinde erledigt sich per 1. September d. J. die Stelle eines Religionslehrers, Vorsängers und Schochets. Mit dieser Stelle ist verbunden a. freie Wohnung, b. ein fixes Gehalt von 800 Mk. c. Beheizungsentschädigung von 200 Mk., d. Schechitah ca. 200–250 Mk. e. sonstige Nebenverdienste ca. 200 bis 300 Mk. Bewerber wollen ihre Offerten mit Zeugnisabschr. und Photographie bis 15. Juli einreichen. Russen und Polen werden nicht berücksichtigt.
Die Verwaltung d. isr. Kultusgemeinde Ingolstadt:
M. Nußbaum, Vorstand.

Die hiesige erste Kantorstelle ist vakant geworden. Gehalt 2400 Mark jährlich. Bewerber, welche zugleich Schächter sind, werden bevorzugt. Zabrze O.-S., i Juni 1893. Der Vorstand der Synag.-Gemeinde. **M. Kaiser.**

Die hiesige Kultusgemeinde beabsichtigt noch einen **Schochet** anzustellen. Ledige Bewerber, welche im Besitze einer Kabala von einem orthodoxen Rabbiner sind, wollen ihre Meldungen dahier gelangen lassen. Bevorzugt werden solche Bewerber, d. befähigt sind, event. als **Hilfsvorbeter** fungieren z. können.
Würzburg, den 13. Juni 1893.
Der israel. Kultus-Vorstand.

Redigiert und verlegt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers. — Druck von H. Post in Tilsit.